

Bibliographische Beschreibung:

Löbel, Sissy:

Das Wesen des Todes der Eingriff in die Natur - Betrachtungsweisen und Umgangsformen mit dem Lebensende. 97 S.

Chemnitz, Hochschule Mittweida/Roßwein (FH), Fachbereich Soziale Arbeit, Masterarbeit, 2013

Referat:

Die Masterarbeit befasst sich mit dem Wesen des Todes, das heißt, es geht um den Wandel im Umgang mit dem Lebensende.

Der Schwerpunkt dieser Arbeit liegt auf einer intensiven Literaturrecherche und stützt sich dabei vor allem auf ausgewählte Bereiche der Philosophie, den historischen Verlauf, den fünf Weltreligionen, aber auch auf eine aktuelle Bestandsaufnahme.

Ziel dieser Arbeit ist es, einen allgemeinen Überblick über die komplexe Thematik des Todes darzustellen, ihn greifbar, verständlicher zu machen. Darüber hinaus soll aufgezeigt werden, wie es zu unserer modernen Einstellung gegenüber dem Lebensende kam und wie diese sich gegenwärtig darstellt.

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|---|
| Abbildungsverzeichnis..... | 3 |
| 1 Relevanz und Hintergrund der Arbeit..... | 4 |
| 2 Tod und Sterben | 7 |
| 2.1 Begriffsbestimmung | 7 |
| 2.2 Warum wir sterben | 8 |
| 2.3 Todesarten..... | 10 |
| 2.4 Zwischenfazit..... | 13 |
| 3 Sichtweisen des Todes aus philosophischer Sicht | 15 |
| 4 Tod und Sterben im Wandel der Zeit | 39 |
| 4.1 Frühes Mittelalter: Der Tod als ein kollektives Schicksal | 40 |
| 4.2 Spätes Mittelalter und Renaissance: Die Todesangst des Einzelnen..... | 41 |
| 4.3 Industriezeitalter: Wissenschaft, Glaube und Familie | 44 |
| 4.4 Modernes Zeitalter: Meidung und Leugnung..... | 47 |
| 4.5 Zwischenfazit..... | 48 |
| 5 Verhältnis von Religion und Tod | 50 |
| 5.1 Das Judentum..... | 50 |
| 5.2 Der Hinduismus | 53 |
| 5.3 Der Buddhismus..... | 55 |
| 5.4 Das Christentum | 57 |
| 5.5 Der Islam | 61 |
| 5.6 Zwischenfazit..... | 65 |
| 6 Diagnose der Gegenwart..... | 67 |
| 6.1 Sterbeorte: Wunsch und Wirklichkeit | 67 |
| 6.2 Trauer und Trauerrituale..... | 69 |
| 6.3 Friedhöfe: Das Spiegelbild der Gesellschaft | 72 |
| 6.4 Versuche der Enttabuisierung..... | 74 |
| 7 Abschließende Gedanken | 78 |
| Anhang 1 | 84 |
| Anhang 2..... | Fehler! Textmarke nicht definiert. |
| Selbstständigkeitserklärung | 89 |

Abbildungsverzeichnis

| | | |
|---------------|---|---|
| Abbildung 1: | Die große Pestwelle | 42 |
| Abbildung 2: | Allgemeine Vorstellung von Himmel und Hölle..... | 43 |
| Abbildung 3: | Dämonen und Engel kämpfen um die Seele | 44 |
| Abbildung 4: | Vorstellungen von dem, was im Industriezeitalter nach dem Tod folgt | 45 |
| Abbildung 5: | Armbanduhr und Kette aus dem Haupthaar der Verstorbenen | 46 |
| Abbildung 6: | Sterbeorte..... | 68 |
| Abbildung 7: | Das grüne Band der Solidarität..... | 75 |
| Abbildung 8: | Religionen der Welt: Bevölkerungsmehrheit, bestehend aus..... | 84 |
| Abbildung 9: | Religionsgemeinschaften in Deutschland: Mitglieder | 84 |
| Abbildung 10: | Ein Grabstein, wie wir alle ihn kennen ... Fehler! Textmarke nicht definiert. | |
| Abbildung 11: | Grabstein mit Verweis auf die Liebe zur Musik Fehler! Textmarke nicht definiert. | |
| Abbildung 12: | Kindergrab in Bauklotzform..... Fehler! Textmarke nicht definiert. | |
| Abbildung 13: | Grabstein als Hand..... Fehler! Textmarke nicht definiert. | |
| Abbildung 14: | Grabstein persönlich mit Foto und Berufsverweis Fehler! Textmarke nicht definiert. | |
| Abbildung 15: | Handygrabstein | Fehler! Textmarke nicht definiert. |
| Abbildung 16: | Super Mario Grabstein | Fehler! Textmarke nicht definiert. |
| Abbildung 17: | Grabstein in Gitarrenform | Fehler! Textmarke nicht definiert. |
| Abbildung 18: | QR-Code Grabstein..... | Fehler! Textmarke nicht definiert. |
| Abbildung 19: | QR-Code Sockelgedenkstein..... | Fehler! Textmarke nicht definiert. |

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird in der vorliegenden Masterarbeit nur die männliche Form verwendet. Jedoch sind dabei immer beide Geschlechter gemeint.

1 Relevanz und Hintergrund der Arbeit

Der Anstoß für die Auseinandersetzung mit dem Thema „Das Wesen des Todes und der Eingriff in die Natur - Betrachtungsweisen und Umgangsformen mit dem Lebensende“ entstand bei mir aus persönlichem Interesse.

In den beiden letzten Semestern meines vorangegangenen Bachelorstudiums habe ich mich erstmals eigenständig mit diesem umfangreichen Themengebiet auseinandergesetzt. In dem dort angebotenen Projektmodul „Lebensqualität alter Menschen“ habe ich gemeinsam mit drei anderen Kommilitonen in diesem Bereich auch selbstständig geforscht. Wir wollten dabei speziell herausfinden, welche Wünsche und Bedürfnisse ältere Menschen in ihrer letzten Lebensphase haben und welche Bedeutung die Soziale Arbeit im Sterbeprozess der alten Menschen hat.

Um Antworten auf unsere Forschungsschwerpunkte zu bekommen, haben wir vor Ort mehrere narrative Interviews in einem Pflegeheim, auf einer Palliativstation, in einem ambulanten sowie einem stationären Hospiz in Sachsen durchgeführt, transkribiert und anschließend ausgewertet. In diesem Rahmen haben wir parallel dazu auch an einem Hospizlehrgang teilgenommen.

Durch dieses zweisemestrige Projekt habe ich das erste Mal Kontakt zu sterbenden Menschen gehabt und konnte so meine Berührungängste teilweise abbauen. Daneben ist es mir gelungen, einen kleinen Einblick in diesen Bereich zubekommen. Ansonsten bin ich mit der Thematik „Tod und Sterben“ während meines gesamten Studiums nur ansatzweise konfrontiert worden. Deshalb habe ich auch nur wenig (theoretisches) Wissen erwerben und mich nur rudimentär mit dem Thema beschäftigen können.

In den Medien wird über den Gegenstand des Todes zwar derzeit immer häufiger referiert, allerdings gehen dabei die Meinungen deutlich auseinander. Das heißt, während ein Teil der Berichtersteller der Meinung ist, dass der Tod mittlerweile wieder den Weg zurück in unsere Gesellschaft gefunden hat, sieht die Mehrheit von ihnen den Tod weiterhin als eine verdrängte und konfliktbehaftete Situation an.

Hier setzt meine Masterarbeit deshalb an. Ziel ist es einerseits, mein bisheriges Wissen zu diesem komplexen Themenbereich weiter auszubauen und den Tod dadurch für mich selber verständlicher zu machen. Darüber hinaus sollen andererseits auch Antworten auf folgende Fragen gegeben werden:

Warum wird der Tod in unserer modernen Gesellschaft offensichtlich noch immer als ein Tabu angesehen? Wieso meiden es die Menschen, sich mit diesem letzten Lebensabschnitt genauer auseinanderzusetzen, und was könnte man tun, um dies zu

ändern? In diesem Zusammenhang soll auch geklärt werden, wie es zu dieser Haltung kam und welche Folgen sie im Allgemeinen für das Alltagsleben hat.

Obwohl der Tod ein fester Bestandteil unseres Lebens ist und wir sicher wissen, dass er eines Tages kommen wird, spricht keiner gern öffentlich über seinen eigenen Tod oder möchte sich Gedanken darüber machen. Wir schieben ihn weg, und der Tod ist daher immer nur der Tod der Anderen. *„Der Tod ist uns allgegenwärtig und doch seltsam fremd, er wird medial inszeniert und peinlich gemieden. Vermutlich haben in der Menschheitsgeschichte noch nie so viele Menschen so viele Tote und Todesarten gesehen und dennoch gleichzeitig persönlich so wenig Berührung mit Sterbenden oder einem Leichnam gehabt“* (Student et al. 2004: 11).

Erst wenn er uns unmittelbar im Freundes- oder Familienkreis ereilt, lassen wir ihn in unser Bewusstsein und sprechen über ihn.

Keiner weiß, was nach dem Ableben passiert, denn der Tod ist ein Wissensbereich, der noch immer zahlreiche Geheimnisse in sich trägt und uns deshalb an unsere Grenzen stoßen lässt. Es gibt beispielsweise keine Antworten darauf, ob die Seele nach dem Tod eines Menschen weiterlebt, ob sie mit dem Körper zusammen stirbt oder ob man seine Familie und Freunde später im Himmel wiedersieht. Aber gerade das Unbeantwortete macht diesen Themenkomplex so interessant und gleichzeitig aber auch so schwierig. Das heißt, es ist generell schwer, sich ein Bild vom Tod zu machen und ihn zu verstehen, da er sehr facettenreich ist und sich vieles nicht erklären lässt. Selbst Menschen, die bereits Nahtoderfahrungen gemacht haben, können keine verlässlichen Aussagen abgeben oder Beweise von dieser Erfahrung erbringen. Fest steht allerdings, dass der Tod mehr ist als nur der Verlust aller Organfunktionen.

Um dem Wesen des Todes in dieser Masterarbeit einen Schritt näherzukommen, wird dieser deshalb auf verschiedenen Ebenen betrachtet. Bei diesem Themengebiet handelt es sich allerdings um eine ziemlich komplexe Materie, bei dem man schnell Gefahr läuft, den Überblick zu verlieren. Darüber hinaus besteht die Gefahr, den Rahmen dieser Arbeit zu sprengen. Aufgrund dessen wird im Folgenden auch nur auf die wichtigsten Bereiche eingegangen, um sich dem Gegenstand des Todes angemessen zu nähern. Bestimmte Darstellungen und Bilder können im Hinblick auf ihre Vielschichtigkeit deshalb auch nur unvollständig aufgezeigt werden.

Bevor ich mit dem Schreiben meiner Arbeit anfang, habe ich mich in diese Thematik eingelefen und mir ein Mind-Map erstellt, um so wesentliche und interessante Schwerpunkte herauszufiltern. Danach habe ich gezielt Informationsmaterial zu den einzelnen Punkten zusammengetragen und damit ein Konzept erstellt.

Um eine begriffliche Grundlage für diese Arbeit zu schaffen, wird zu Beginn geklärt, was unter den Begriffen Tod und Sterben zu verstehen ist. Im anschließenden Teil wird die philosophische Sichtweises des Todes näher betrachtet. Dabei werden die bekanntesten Philosophen sowie deren speziellen Vorstellungen, passend zum Thema, in den Mittelpunkt gestellt. Danach wird aufgezeigt, wie sich die Einstellung der Menschen gegenüber dem Tod und dem Sterben in den verschiedenen historischen Epochen entwickelt und gewandelt hat.

Der Inhalt des nächsten Kapitels stellt dar, in welchem Verhältnis Tod und Religion zu einander stehen. Dies soll anhand der fünf Weltreligionen analysiert werden

Abschließend wird noch ein Blick in die Gegenwart geworfen, um aufzuzeigen, wie die Menschen unserer modernen Gesellschaft mit dem Lebensende umgehen und wie sie darauf allgemein reagieren. Es wird dargestellt, wo die Menschen heute sterben, wie sie nach dem Verlust eines geliebten Menschen trauern und wie sich die Friedhöfe heute allmählich verändern. Danach werden noch kurz verschiedene Möglichkeiten aufgezeigt, wie man den Tod und das Sterben wieder mehr in den Fokus der Öffentlichkeit bringen und somit enttabuisieren kann.

2 Tod und Sterben

2.1 Begriffsbestimmung

In unserer modernen konsum- und leistungsorientierten Gesellschaft haben Tod und Sterben keinen Platz mehr. Daher werden diese beiden Phänomene auch häufig aus unserem Bewusstsein ausgeklammert, verdrängt und tabuisiert. Der Tod wird buchstäblich „totgeschwiegen“, und das, obwohl er *„neben Geburt und Liebe [...] das dritte zentrale Thema im Leben eines jeden Menschen [ist]. Niemand kann sich ihm entziehen“* (Russi 2006: 7). An genau diesem Punkt wird zunächst einmal der biologische Fakt des Todes sichtbar. Das heißt, wir alle verlieren irgendwann unsere Lebensfunktionen, und der Tod *„macht aus einem warmen, beweglichen, denkenden und zugewandten Menschen ein starres, kaltes, teilnahmsloses, abgeschaltetes Wesen“* (ebd.). Der Tod ist als ein endgültiger Zustand zu verstehen, der zum Leben gehört und nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Er ist die Grenze, besser gesagt, das Ende des irdischen Lebens, dem ein jeder Mensch schon von Geburt an unterworfen ist, oder, wie Jean-Jacques Rousseau in seinem Werk *„Träumereien eines einsamen Spaziergängers“* einst schrieb: *„Wir betreten die Rennbahn bei unserer Geburt und verlassen sie wieder mit unserem Tod“* (Rousseau 2012 (1776-1778): 35).

Der Übergang vom Leben zum Tod wird als Sterben bezeichnet und stellt im übertragenden Sinn die Verbindung zwischen dem Sein und dem Nichtsein dar. Es führt, soziologisch und psychologisch betrachtet, zu einer Veränderung der menschlichen Identität. Der Sterbende wird während dieses ganzen Prozesses allmählich zu einem vollkommenen und grundsätzlich anderen Menschen. Dabei wandeln und verändern sich seine Wahrnehmung, seine soziale Haltung sowie sein Verhältnis zur Wirklichkeit (vgl. Ziegler 2000 (1975): 81).

Biologisch gesehen ist das Sterben der schrittweise Verlust von immer mehr Organfunktionen, dessen Beginn nicht eindeutig bestimmt werden kann, im Gegensatz zum Todeszeitpunkt.

Kienberger beschreibt den Ablauf des natürlichen Sterbens wie folgt: *„Einschränkung der Wahrnehmung durch verringerte Hirnaktivität; die Atmung wird flacher; das Seh- und Hörvermögen wird schlechter; das Augenlicht erlischt völlig; am Ende der Herzstillstand unmittelbar gefolgt vom Gehirntod. Danach beginnt die Zersetzung des Körpers; den Anfang dabei macht das Gehirn. Wenn alle Lebensfunktionen eines Organismus endgültig still stehen, dann ist der Tod eingetreten. Nach medizinischen Kriterien ist Sterben also ein Vorgang, der in mehreren Stufen abläuft. Der klinische Tod*

tritt ein, wenn Herzschlag und Atmung aussetzen. In dieser Phase kann der Mensch zum Beispiel durch Herzmassage und künstliche Beatmung wieder belebt werden. Mit dem Hirntod versiegt auch die elektrische Aktivität des Gehirns - Wahrnehmung, Bewusstsein und die zentralnervöse Steuerung elementarer Lebensfunktionen fallen für immer aus“ (Kienberger 2009: 264). Das bedeutet, erst wenn die Gehirnfunktion eines Menschen ganz und irreversibel ausgefallen ist, gilt dieser medizinisch gesehen als tot. Damit ist laut der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung auch „die leiblich-seelische/körperlich-geistige/physisch-metaphysische Einheit unwiederbringlich beendet, die jeder Mensch darstellt“ (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2013: o. S.).¹ Nach dieser Ausführung wird noch einmal deutlich, dass Sterben und Tod nicht ein und dasselbe sind, denn wer stirbt, ist immer noch am Leben. Sterben ist im Grunde die Vorstufe des Todes und ein mehr oder weniger lang andauernder Prozess², der noch im Leben stattfindet und von dem Sterbenden, je nach Umständen, noch bewusst erlebt und wahrgenommen werden kann (vgl. Lacina 2009: 14). Lacina verweist in diesem Zusammenhang auch auf ein „Zusammenspiel von Tod und Sterben [...], denn ohne den Stachel Tod wäre das Sterben kein Sterben, und ohne Sterben wäre kein Tod“ (ebd.). Interessant ist an dieser Stelle auch die zum Teil konträre Ansicht Kants, denn er ist der Meinung „das Sterben kann kein Mensch an sich selbst erfahren (denn eine Erfahrung zu machen, dazu gehört Leben), sondern nur an andern wahrnehmen“ (Kant 2008 (1798): 87).

2.2 Warum wir sterben

Der Tod und die damit begrenzte Lebenszeit sind von der Natur her gewollt und genetisch vorbestimmt. „Der Mensch ist ein Stück Natur, mit Frühling, Sommer, Herbst und Winter, mit der Wärme des Sommers und der Kälte des Winters, gemeinsam mit dem Rhythmus der Meere von Ebbe und Flut. Ein ganzes Leben eine Wiederholung von Leben und Sterben, ein Sterben, das mit der Geburt beginnt“ (Burgheim 2006: 11).

¹ Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (2013): Der Hirntod als Voraussetzung zur Organ- & Gewebespende, URL: <http://www.organspende-info.de/organ-und-gewebespende/verlauf/voraussetzungen>, verfügbar am 01.06.2013.

Die klassische Definition vom Eintritt des Todes lässt sich bis zu Hippokrates zurückverfolgen. Im 2. Buch, 5. Abteilung, von *De morbis* beschrieb er nachfolgende Todesmerkmale: „Stirn faltig und trocken, Augen eingefallen, Nase spitz, mit einem schwärzlichen Rand umgeben, Schläfen eingesunken, hohl und faltig. Kinn faltig und verhärtet, Haut trocken, fahl und bleifarben, Haare der Nasenhöhlen und Wimpern von einer Art mattweißem Staub überzogen, Gesicht übrigens scharf konturiert und unverkennbar“ (zit. n. Ziegler 2000 (1975): 81).

² Wird der Tod aber durch äußere Einflüsse, wie beispielsweise durch Gewalt oder einen Unfall, herbeigeführt, dann kann der Prozess des Sterbens auch stark verkürzt sein oder gar fehlen.

Übereinstimmend mit Bankl sehe ich den Tod in diesem Zusammenhang als ein „*durch planmäßiges Altern erfolgendes ,Ableben‘*“ (Bankl 2002: 25).

Evolutionsbiologisch gesehen ist das oberste Ziel aller Lebewesen darin zu sehen, sich fortzupflanzen, das heißt, die Vermischung und die Weitergabe des genetischen Materials an die nächste Generation. Hat der Mensch diese Aufgabe erfüllt und daneben auch für seine Nachkommen bis ins fortpflanzungsfähige Alter gesorgt (vgl. Borasio 2012: 11 f.), beginnt er schließlich zu altern. Auch das hat seinen Grund, denn würden die Eltern nach der Geburt und dem Aufziehen der Kinder noch unbegrenzt weiterleben, dann würden sie ihren Nachkommen letzten Endes nur noch den Platz und die Nahrungsgrundlage streitig machen (vgl. Zielke 2013: o. S.).³ Borasio bezeichnet sie in diesem Zusammenhang auch als Konkurrenten für die eigenen Kinder, ohne einen erkennbaren Vorteil für die Genverbreitung (vgl. Borasio 2012: 12) - die Eltern wären dann im Grunde theoretisch betrachtet nur noch überflüssig.

Um dies zu verhindern, hat die Natur dem Organismus durch den programmierten Ausfall von Genen einen Riegel vorgeschoben. Das heißt, dass beispielsweise bestimmte Gene, die entweder für die Zellteilung (Erneuerung) beziehungsweise für die Reparatur des Erbgutes verantwortlich sind oder die Substanzen erzeugen, welche den Verschleiß von Zellen verhindern sollen, nach und nach ihre Funktion verlieren. Parallel dazu werden ab dem 30. Lebensjahr auch weniger Wachstums- sowie Sexualhormone gebildet. Außerdem häufen sich vermehrt genetische Defekte in den langlebigen Zellen an (vgl. Zielke 2013: o. S.).⁴

Aufgrund der ansteigenden genetischen Instabilitäten erhöht sich aber auch die Wahrscheinlichkeit, dass der Mensch im Alter an einer sogenannten Alterskrankheit, wie beispielsweise Herz-Kreislauferkrankungen, Diabetes, Demenzen, Osteoporose oder Krebs, erkrankt (vgl. ebd.). Das hat wiederum zur Folge, dass das maximale Lebensalter nur selten erreicht wird, da das Individuum meist schon vorher an seiner Krankheit stirbt - zum Beispiel durch einen Herzinfarkt. Auf den Punkt gebracht bedeutet das letztendlich, dass der „natürliche“ Tod aufgrund von Altersschwäche selten ist, da ihm in der Regel eine Krankheit voraus geht (vgl. Bankl 2002: 26). „*Während der natürliche Alterungstod das Leben in der ihm genetisch programmierten Länge beläßt, kürzt der krankheitsbedingte Tod die Lebensspanne ab*“ (ebd.).

³ **Zielke, Jochen** (2013): Altern, URL: http://www.planet-wissen.de/alltag_gesundheit/alter/aelter_werden/index.jsp, verfügbar am 20.03.2003.

⁴ **Zielke, Jochen** (2013): Altern, URL: http://www.planet-wissen.de/alltag_gesundheit/alter/aelter_werden/index.jsp, verfügbar am 20.03.2003.

An dieser Stelle hebe ich noch einmal kurz hervor, dass das Altern an sich aber *„keine Krankheit [ist], sondern ein biologisch determinierter Weg, der ab der Geburt über Wachstum und Entwicklung zu Differenzierung und Reife führt“* (ebd.: 25). Mit anderen Worten: Es handelt sich dabei um eine Einschränkung der Anpassungsreserve und Reparaturkapazität des Körpers (vgl. ebd.: 26).

Durch die verschiedenen biologischen Prozesse, die dabei im Inneren des Körpers ablaufen, kommt es letzten Endes zum natürlichen Tod des Individuums. Daneben erhöht sich aber auch die Wahrscheinlichkeit, dass der Mensch mit zunehmendem Alter einen akzidentellen Tod erleidet (vgl. Gordijn 2004: 151). Wie all dies zusammenhängt und was im Einzelnen darunter zu verstehen ist, soll im nächsten Gliederungspunkt genauer betrachtet werden.

2.3 Todesarten

Es gibt sehr viele Ursachen, die zum Tod eines Menschen führen können. Dazu zählen unter anderem Herzinfarkte, Lungenembolien, Krankheiten des Verdauungssystems, Krebserkrankungen, Stürze oder Unfälle im Straßenverkehr. Allerdings wird dabei am Ende nur zwischen zwei Todesarten unterschieden: zum einen dem natürlichen Tod und zum anderen dem akzidentellen (nicht natürlichen) Tod.

Der natürliche Tod ereilt den Menschen erst am Ende seines (natürlichen) Lebenszyklus und entsteht durch innere Ursachen. Dabei wird je nach Definition des Alterungsprozesses im Bereich der *Biologie* und der *Medizin* davon ausgegangen, dass der menschliche Organismus nicht unendlich lang bestehen kann, da sich entweder seine Kräfte nach und nach verbrauchen oder aber die biologischen Abläufe nicht unbegrenzt funktionieren können (vgl. Lacina 2009: 20). So ist der natürliche Tod vom Verlauf her bereits im Vorfeld zu erwarten. Dem gegenüber steht der akzidentelle Tod, welcher im Vergleich zum natürlichen Tod durch äußere einwirkende Umstände zufällig oder auch durch Absicht herbeigeführt wird. Anders gesagt: Er ist auf ein von außen verursachtes oder beeinflusstes Ereignis, wie beispielsweise Unfälle, Erkrankungen oder Suizid, zurückzuführen und kann den Menschen somit allgemein gesehen in jeder Phase seines Lebens widerfahren. Dadurch wird das Leben vorzeitig und an irgendeiner Stelle des natürlichen Lebenszyklus (unnatürlich) beendet.

Am Ende des Kapitels „2.2 Warum wir sterben“ steht noch der Gedankengang, dass sich mit steigendem Alter aber auch die Gefahr erhöht, einen akzidentellen Tod zu erleiden. Das bedeutet, dass sich aufgrund einer zunehmenden Verschlechterung des

Bewegungsapparates zum Beispiel das Risiko auf ein Unglück mit tödlichem Ausgang deutlich erhöht (vgl. Gordijn 2004: 151). Der akzidentelle Tod tritt dabei sozusagen durch eine Verkettung verschiedener Umstände oder besser gesagt durch einen Kausalzusammenhang ein.

In der Literatur wird darüber hinaus auch oft noch von einem „guten“ und einem „schlechten“ Tod beziehungsweise einem „Übel“ gesprochen. Was aber genau darunter zu verstehen ist, lässt sich nicht ganz eindeutig beantworten, da es zum einen keine einheitlichen Definitionen dafür gibt, und zum anderen sind die Sichtweisen deutlich vom Standpunkt der jeweiligen Wissenschaft beziehungsweise des jeweiligen Betrachters abhängig. Um sich diesem Gebiet dennoch etwas zu nähern, soll in einem ersten Schritt ein kleiner Exkurs in die Vergangenheit gemacht werden. Wenn wir beispielsweise zurück in die antike Philosophie schauen, dann gehörten damals die beiden Begriffe „Gut“ und „Übel“ noch zu den Grundbegriffen der Ethik. Ungeachtet dessen, was in den verschiedenen Schulen als Gut oder als Übel deklariert wurde, war man sich zumindest einig darüber, dass bestimmte Dinge für den Menschen einfach aufgrund seiner Beschaffenheit gut oder schlecht für ihn sind. Ob es sich allerdings beim Tod um ein Gut, ein Übel oder aber um keins von beiden handelt, konnte nicht wirklich geklärt werden. In der gegenwärtigen Philosophie sind diese Begrifflichkeiten jedenfalls kaum noch von Belang, da sich die Ethik heute überwiegend an den Wünschen und Bedürfnissen der Gesellschaft sowie den damit verbundenen Normen und Werten orientiert (vgl. Wittwer 2009: 130). Um trotzdem annähernd eine Antwort auf die oben genannte Frage zu bekommen, soll nun in einem zweiten Schritt noch ein kurzer Blick in die moderne Gesellschaft geworfen werden. In unserem Alltag werden heutzutage der gute Tod häufig synonym für den natürlichen Tod und der schlechte Tod für den akzidentellen Tod⁵ verwendet. Diese beiden Verknüpfungen könnten daher kommen, weil sich in ihnen zum Beispiel die Wünsche⁶, Hoffnungen und Ängste beziehungsweise allgemein die Phantasien der Menschen widerspiegeln. So steht der gute Tod im Grunde für das natürliche Ende in der letzten Lebensphase und bildet dabei gleichzeitig „den

⁵ Der akzidentelle Tod meint hier jegliche äußere Einflüsse, das heißt, nicht nur auf das Alter bezogene.

⁶ Nach zahlreichen internationalen Untersuchungen in den reichen Ländern existieren hinsichtlich des Sterbens folgende Wünsche der Menschen:

1. in hohem Alter, inzwischen liegt bei Vielen die Erwartung bei 80 Jahren,
2. zu Hause,
3. schnell und schmerzlos,
4. von Bezugspersonen betreut,
5. in Würde (Feldmann 2010: 154).

gesetzmäßigen Abschluß der individuellen Entwicklung“ (Bankl 2002: 25). Er stellt dabei sozusagen das Idealbild dar. Darüber hinaus würde dies (evolutionsbiologisch) theoretisch weiter gedacht aber auch bedeuten, dass der Tod zeitlich planbar wäre und erst dann eintritt, wenn wir unsere Ziele erreicht haben beziehungsweise wenn unser gesamtes Lebenswerk vollendet ist, nachdem also unsere Zeit abgelaufen ist und wir von der Generationsfolge her an der Reihe sind (vgl. Feldmann 2010: 157). Damit würde das Leben transparent wirken, und wir scheinen daneben außerdem noch die Kontrolle über das gesamte Geschehen zu haben. Wenn wir den Tod schon nicht verhindern können, dann können wir uns wenigstens auf ihn einstellen und wissen, wann er kommt. Wenn wir nun parallel dazu noch einmal davon ausgehen, dass der natürliche Tod erst dann eintritt, wenn alle Kräfte des Organismus verbraucht sind, dann wäre er am Ende wie ein leichtes und friedliches Einschlafen. Man könnte auch von einem natürlichen Erlöschen des Lebens sprechen, das Schopenhauer einst folgendermaßen erklärte: *„Diese Menschen sterben gar nicht, sie hören nur auf zu leben“* (vgl. Bankl 2002: 25 f.). Darüber hinaus kann der gute Tod aber auch für einen gewollten und erlösenden Tod stehen, anders gesagt: für das bewusste Herbeiführen des Todes (vgl. Lacina 2009: 73). Im Gegensatz dazu wird der schlechte Tod mehr als ein Feind oder ein Übel angesehen, *„das gesellschaftlich vermieden werden sollte - jeder Mensch sollte das Recht haben, seine Lebenszeit nach Möglichkeit bis zum Ende auszunützen“* (ebd.: 20). Hier wird das Wort „Übel“ sehr deutlich sichtbar, denn der Tod erfolgt zu irgendeinem Zeitpunkt als unnatürlicher Eingriff in das Leben und bringt ein vorzeitiges Ende mit sich - deshalb sollte er gesellschaftlich auch bekämpft werden. Er tritt ohne Vorwarnung ein, wirkt unberechenbar und verändert mit einem Schlag alles. An dieser Stelle könnte man meines Erachtens die zuvor gemachte Aussage Schopenhauers folgendermaßen umkehren: Diese Menschen hören gar nicht auf zu leben, sondern sie sterben.

Neben dieser eben vorgenommenen Unterscheidung in einen natürlichen und einen nicht natürlichen Tod zeigt der französische Philosoph und Musikwissenschaftler Vladimir Jankélévitch noch eine weitere interessante Sichtweise vom Lebensende auf, denn für ihn *„ist der Tod stets gewaltsam, wenn er über einen Menschen hereinbricht“* (Lacina 2009: 20 f.). Ist Gewalt etwa in der Hinsicht zu verstehen, dass das Leben zu Ende geht und man sich dagegen nicht wehren kann? Oder ist das Ende sozusagen schon (vorher) festgelegt, und man wird mitten aus dem gewohnten Leben beziehungsweise aus dem Dasein allgemein gerissen? Für Jankélévitch scheint es dabei auch keine Rolle zu spielen,

wie der Tod eintritt, sondern nur, dass er kommt und dass man ihm dabei hilflos ausgeliefert ist - also ungeachtet dessen, in welchem Abschnitt des Lebenszyklus er eintritt.

2.4 Zwischenfazit

Obwohl der Tod fest zu unserem Alltagsleben gehört und er unser ständiger Begleiter ist, wird er in unserer Gesellschaft oft ausgeklammert und tabuisiert. In Übereinstimmung mit Kienberger würde ich ihn deswegen gegenwärtig auch mehr als *„eine abstrakte Größe in unseren Statistiken und Studien“* (Kienberger 2009: 172) bezeichnen.

Wir wollen nichts mit ihm zu tun haben und drängen ihn aus unserem Bewusstsein, denn der Tod ist ein Thema, das uns alle mehr oder weniger an unsere eigene Vergänglichkeit erinnert. Es ist dabei besonders der Tod der anderen, der uns die eigene Sterblichkeit vor Augen führt. *„Er bedeutet das Ende all dessen, was uns vertraut ist und was wir zu kennen glauben. Deshalb fürchten wir uns vor ihm und trauern über den Verlust der Menschen, die wir liebten“* (Russi 2006: 7). Wir haben dabei zumeist Angst vor der Trennung, Angst vor dem Kontrollverlust und Angst vor dem Leiden. Wir haben einfach Angst, weil wir nicht wissen, was kommen wird und weil wir dem Tod hilflos ausgesetzt sind. Norbert Elias bringt es in seinem Buch *„Über die Einsamkeit der Sterbenden“* dabei genau auf den Punkt: *„Das gesellschaftliche Problem des Todes ist deswegen besonders schwer zu bewältigen, weil die Lebenden es schwer finden, sich mit den Sterbenden zu identifizieren“* (Elias 1982: 10). Anders gesagt, wir wollen nichts mit den Sterbenden zu tun haben und versuchen, sie deswegen auch so gut es geht zu meiden. Der Tod erscheint uns selbst noch so fern und so weit weg. Es ist quasi immer „nur“ der Tod der anderen. Dabei ist es eigentlich nicht direkt der Tod, der uns Probleme schafft, sondern mehr das Wissen vom Tod. Unter all den Lebewesen weiß nämlich nur der Mensch, dass er eines Tages sterben wird. Er allein kann sein Ende voraussehen und weiß, dass der Tod jederzeit kommen kann (vgl. ebd.: 10 f.). Die letzte Phase des Lebens wird als Sterben bezeichnet und stellt den Übergang vom Leben zum Tod dar.

Mit dem Tod findet auch die letzte große Veränderung in unserem Leben statt, denn wenn er uns ereilt, dann kommen unsere Vitalfunktionen endgültig zum Stillstand und der Körper hört auf zu funktionieren. Generell ist dabei nun noch zwischen den zwei verschiedenen Todesarten zu unterscheiden: dem natürlichen und dem nicht natürlichen Tod. Während der nicht natürliche Tod auf äußere Einflüsse, wie beispielsweise Gewalt oder Verbrechen, zurückzuführen ist und den Mensch in jeder Phase seines Lebens

ereilen kann, entsteht der natürliche Tod durch innere körperliche Prozesse und stellt (theoretisch) den Abschluss unserer individuellen Entwicklung dar.

Der Tod folgt dabei dem Kreislauf der Natur und tritt evolutionsbiologisch gesehen erst dann ein, wenn wir unser Ziel erreicht und unsere Aufgaben erfüllt haben, das heißt, wenn wir Nachkommen gezeugt und für sie bis ins fortpflanzungsfähige Alter gesorgt haben. Parsons und Lidz beschreiben den Tod der Individuen in diesem Zusammenhang auch als funktional für die gesellschaftliche Entwicklung (vgl. Feldmann 2010: 14).

Nun ist es Zeit, wegzugehen: für mich, um zu sterben, für euch, um zu leben.

Wer von uns dem Besseren entgegengeht, ist jedem verborgen.

(Sokrates 469-399 vor Christus)

3 Sichtweisen des Todes aus philosophischer Sicht

Da der Mensch als vernunftbegabtes Wesen um seinen Tod weiß, verwundert es auch nicht, dass er dieses Thema im Laufe der Jahrhunderte immer wieder zum Gegenstand seines philosophischen Nachdenkens gemacht hat. Um dem Wesen des Todes an dieser Stelle einen ersten Schritt näherzukommen, werden im Folgenden erst einmal die grundlegenden philosophischen Vorstellungen vom Tod und von einem möglichen Leben danach näher betrachtet. Des Weiteren wird auch zum Teil darauf eingegangen, was das Wissen der Menschen um ihre Sterblichkeit für die Gestaltung und Führung des Lebens bedeutet. Rager und Brück haben in diesem Zusammenhang den Gegenstand der Philosophie allgemein sehr treffend umschrieben: *„Die Philosophen beschäftigen sich beruflich mit der Frage nach der Wahrheit. Wie das Wort Philosophie schon sagt, lieben sie die Wahrheit und suchen nach Weisheit. Es geht darum, die Welt und das menschliche Dasein in dieser Welt so zu verstehen, wie es wirklich ist, und aus dem Wahrheitswissen die richtigen Folgerungen für die Lebenspraxis zu ziehen“* (Rager und Brück 2012: 56).⁷

Verfolgt man in einem ersten Schritt den Verlauf der philosophischen Sichtweise bis in die Antike zurück, wird man schnell auf Platon (427-347 vor Christus), den Schüler des Sokrates (469-399 vor Christus) und Lehrer des Aristoteles (384-322 vor Christus) stoßen. Platon war einer der bedeutendsten dualistischen Anthropologen und entwickelte auch die ersten philosophischen Argumente für die Unvergänglichkeit der Seele (vgl. Wittwer 2009: 133). Laut Scherer hat der Gegenstand des Todes durch ihn erst *„jene Gestalt, welche das abendländische Denken bis in die Gegenwart bestimmt hat“* bekommen (zit. n. Nassehi und Weber 1989: 76).

Platon sieht den Mensch als ein individuelles und unsterbliches Geistwesen an, welches (zufällig) in einem Körper eingeschlossen wird (vgl. Geldsetzer 2000: 6).⁸ Er lässt

⁷ Als hilfreiche Ergänzung zu diesem Abschnitt empfehle ich die beiden Publikationen „Philosophie des Todes“ von Héctor Wittwer und „Philosophieren: Sterben lernen?“ von Bernhard H. F. Taurek, da sie darüber hinaus den Ansichten und Kernthesen der Philosophen auch auf einem interessanten Weg kritisch und verständlich entgegentreten.

Darüber hinaus ist auch das Buch „Immanuel Kant“ von Wolfgang Schlüter sehr lesenswert, da hier die Erkenntnistheorien verschiedener Philosophen sowie die Ethik Kants näher betrachtet werden. All dies ist sehr hilfreich, um diesen Gliederungspunkt besser zu verstehen und Hintergrundwissen dazu zu erwerben.

⁸ **Geldsetzer, Lutz** (2000): Philosophische Anthropologie, URL: http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/philo/geldsetzer/anthropologievl_98_99.pdf, verfügbar am 21.04.2013.

In diesen Lehrmaterialien von Geldsetzer können unter anderem auch die *Philosophische Anthropologie der Antike, der Patristik, der Scholastik und der Neuzeit* sowie die *anthropologischen Grundstandpunkte* verständlich nachgelesen werden. Diese Ausführungen können dazu verhelfen, das Hintergrundwissen und das damit verbundene Menschenbild genauer aufzubauen, um somit dann die Aussagen der Philosophen in diesem Teil besser verstehen und einordnen zu können.

Sokrates in seinem Werk „Phaidon“⁹ dazu Folgendes festhalten: *„Solange Seele und Leib beisammen sind, gebietet die Natur dem letzteren, zu dienen und zu gehorchen, der ersteren aber zu befehlen und zu herrschen“* (Platon, Phaidon: 59). Von Kebes wird die Seele an dieser Stelle außerdem als etwas Göttliches bezeichnet, der Leib jedoch dagegen nur als etwas Sterbliches (vgl. ebd.).

Den Tod versteht Platon als eine Trennung der unsterblichen Seele vom vergänglichen Körper: *„Dann nämlich wird die Seele für sich allein sein, abgesondert vom Leibe, aber eher nicht“* (ebd.: 28). Er sieht diese Trennung als eine Befreiung durch die Gottheit selbst und vor allem als eine Erlösung von der Unvernunft des Körpers (vgl. ebd.: 29), *„denn solange wir den Körper haben und unsere Seele mit einem solchen Übel verwachsen ist, werden wir nie befriedigend erreichen können, wonach uns verlangt; und das ist doch, sagen wir, die Wahrheit. Denn der Körper macht uns tausenderlei zu schaffen vermöge der unentbehrlichen Ernährung. Wenn sich dann ferner noch Krankheiten einstellen, so hindern uns diese, dem wirklich Seienden nachzujagen. Ferner erfüllt uns der Körper mit Liebesgelüsten und Begierden, mit Besorgnissen und mancherlei Trugbildern und vielen Kindereien. Recht in Wahrheit also, wie man auch zu sagen pflegt, kann man um seinetwillen gar nicht zur Besinnung kommen. Denn auch Kriege, Aufruhr und Schlachten erregen uns nichts anderes als der Körper und seine Begierden. Um den Besitz von Geld und Gut nämlich entstehen alle Kriege. Geld und Gut aber müssen wir uns erwerben um des Körpers willen, dessen Pflege wir besorgen müssen. Und infolgedessen, aller dieser Ursachen wegen, fehlt es uns an Muße zur Philosophie. Was aber das Schlimmste von allen ist, wenn er uns auch einige Muße läßt und wir uns anschicken, etwas zu untersuchen, so kommt er uns bei den Untersuchungen wieder in die Quere, stört und verwirrt uns und bringt uns aus der Fassung, sodaß wir seinetwegen die Wahrheit nicht erkennen können“* (ebd.: 27). Meines Erachtens sieht Platon den Tod mehr als eine Wohltat und daher als etwas Gutes an - quasi eine Befreiung der Seele aus dem Gefängnis des Körpers.

Wollen wir jemals etwas rein erkennen, müssen wir uns vom Leib ablösen. Allein dadurch, nämlich mit der unzerstörbaren Seele allein, können wir das Wesen der Dinge überhaupt erst betrachten. Nur so ist für Platon Vernunftkenntnis möglich (vgl. ebd.: 28). Demnach halte ich weiterhin fest, dass Platon die Seele als die Vernunft über die

⁹ In dem Dialog des „Phaidon“ gibt Platon unter anderem auch seinen Lehrer Sokrates und seinen Gefährten Kebes wieder. Da im Folgenden nicht immer ersichtlich ist vom wem die Aussage stammt, erscheint in diesem Fall hinter der Quellenangabe der Anfangsbuchstabe des jeweiligen Sprechers.

Gefühle sieht. Die Vernunft ist das Reine und öffnet uns die Türen zur Erkenntnis. Die Seele *„kann sich nun der Ideenschau und der Teilhabe am ‚wahrhaft Seienden‘ hingeben“*, so Nassehi und Weber in ihrem Buch *„Tod, Modernität und Gesellschaft“* (Nassehi und Weber 1989: 76). Der Körper ist dementsprechend also nicht im Geringsten in der Lage, die völlige Erkenntnis zu erlangen. Ein weiterer Beleg, der meiner Ansicht nach zeigt, dass er ein Hindernis darstellt, um „reine Ideen“ an sich - und damit das wahre Seiende - zu erkennen. Erklärend dazu muss noch erwähnt werden, dass Ideen in diesem Fall keine Gedanken oder Einfälle, sondern stattdessen eigenständig existierende und unkörperliche „Gegenstände“ sind, so Wittwer (vgl. Wittwer 2009: 26). Diese sind sozusagen etwas, was man nicht anfassen, sehen oder mit den übrigen Sinnen wahrnehmen kann, wie beispielsweise das Schöne. Sie können also nur mit Hilfe des Verstandes erfasst werden, da sie dunkel und nicht sichtbar sind (vgl. Platon, Phaidon: 56)^S.

Durch das Weiterleben beziehungsweise die Unvergänglichkeit der Seele und deren Befreiung vom Vergänglichen hat Platon dem Tod eine positive Ausrichtung gegeben. Er hat außerdem versucht, den Menschen auf diesem Weg einerseits den Tod zu erklären und ihnen andererseits damit die Furcht vor ihm zu nehmen. Im literarischen Dialog des *„Phaidon“* schreibt Platon weiterhin, dass der Philosoph nach nichts anderem strebt, *„als zu sterben und tot zu sein“* (ebd.: 22). Damit wirkt der Tod in meinen Augen als das Eigentliche eines Philosophen, welches durch die Philosophie in einem gewissen Sinn herbeigeführt und unterstützt wird. Nur dann, wenn wir denken und unsere Vernunft nutzen, erkennen wir auch die reinen Ideen und somit die Wirklichkeit. So verstehe ich die Seele auch als unser eigentliches Sein. Die Seele muss also möglichst unabhängig vom „störenden“ Körper sein, um dann ohne seine Gemeinschaft dem wirklichen Sein nachzugehen und zur Wahrheit zu gelangen (vgl. ebd.: 25)^S. Der Tod ist für die Philosophen *„von allen Menschen am wenigsten furchtbar“* (ebd.: 30)^S. Sie leben in meinen Augen sozusagen auf diesen Moment, den Tod, hin und verstehen ihn somit als das Wahre und Gute. Dennoch ist es den Philosophen nicht gestattet, sich das Leben zu nehmen. Nur Gott allein hat diese Möglichkeit, da sich der Mensch in seiner Obhut befindet und sein Eigentum ist (vgl. ebd.: 18 f.)^S.

Zudem versucht Platon im *„Phaidon“* auch zu beweisen, warum die Seele unsterblich ist und nach dem Tod dann sozusagen weiterlebt. Dazu hat er verschiedene Beweise

aufgeführt.¹⁰ So glaubt er unter anderem daran, dass die Seele nicht wie der Körper etwas Zusammengesetztes ist und sich daher auflöst. Stattdessen sieht er sie als etwas Unsichtbares und Eingestaltiges an, was daher folglich auch unsterblich und unauflöslich ist (vgl. ebd.: 55 ff.)^S. Platon lässt Sokrates ergänzend dazu noch festhalten: „*Dem, was durch Zusammensetzung entstanden und demnach ein Zusammengesetztes ist, kommt es doch wohl von Natur zu, auf dieselbe Weise getrennt zu werden, wie es zusammengesetzt worden ist; ist aber etwas zufällig nicht zusammengesetzt, so kommt es diesem allein von allem anderen nicht zu, jenes Schicksal zu erfahren*“ (ebd.: 55).

Außerdem ist er der Ansicht, dass die Seelen später auch wieder aus den Toten geboren werden. Die Seele des Verstorbenen gelangt zunächst zu dem weisen Gott Hades in die Unterwelt der Toten (ebenfalls Hades genannt) und von dort aus kommt sie dann wieder zurück (vgl. ebd.: 36 ff.)^P. Das bedeutet mythologisch aber auch, dass die Seele nicht nur nach dem Tod weiterlebt, sondern dass sie eigentlich auch schon vor der Geburt des Menschen existiert haben muss. Es gibt in der „*Tat ein Wiederaufleben und ein Werden der Lebenden aus den Toten und ein Dasein der Seelen der Verstorbenen*“ (ebd.: 41)^S. Es gibt den ewigen (Natur-)Kreislauf. Im Grunde entstehen dabei alle Dinge, die ein Gegenteil haben, nirgends anderswoher als aus ihrem Gegenteil (vgl. ebd.: 37)^S.

Aristoteles (384-322 vor Christus) sieht den Menschen - im Unterschied zu seinem Lehrer Platon - als ein „*Geist-Körperwesen*“ an, und dabei ist „*der Körper [...] wesentlich dem Geist zugeordnet, er ist ‚Werkzeug‘ (Organon) der Seele, die ihn beherrscht und bewegt, und die ‚in gewisser Weise alles‘ ist*“, so Geldsetzer (Geldsetzer 2000: 8).¹¹ An diesem Punkt ist gut zu erkennen, dass der Körper und die Seele gemeinsam eine Art Einheit bilden und zusammen miteinander wirken. Der Mensch ist für Aristoteles demnach ein eigenes geschlossenes System in sich. Ich würde sogar so weit gehen und sagen, dass erst mit der Seele Leben in den menschlichen Körper gebracht wird, da sie sozusagen „*alles*“ (ebd.) ist. Sie steuert ihn und ist das „*Wesens-Was für einen so beschaffenen Körper*“ (Aristoteles, Vom Himmel, Von der Seele, Von der Dichtkunst: 286). Ergänzend dazu hält Aristoteles in seinem Werk „*Von der Seele*“ außerdem noch fest, dass „*die Seele nicht vom Körper abtrennbar ist*“ (ebd.: 287). Das zieht automatisch nach sich, dass, wenn der Körper stirbt, die Seele ebenfalls mit stirbt,

¹⁰ Da es in diesem Gliederungspunkt allgemein mehr darum geht zu verstehen, was der Tod ist, wird an dieser Stelle auch nicht auf alle Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, die Platon angebracht hat, eingegangen.

¹¹ **Geldsetzer, Lutz** (2000): Philosophische Anthropologie, URL: http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/philolo/geldsetzer/anthropologievl_98_99.pdf, verfügbar am 21.04.2013.

denn wenn es keinen Körper mehr gibt, kann die Seele, wie oben erwähnt, auch nichts mehr „beherrschen und bewegen“ (Geldsetzer 2000: 8).¹² Keiner von beiden kann also allein existieren, denn die Seele und der Leib bilden nun mal nur zusammen das Lebewesen (vgl. Aristoteles, Vom Himmel, Von der Seele, Von der Dichtkunst: 287).

Dieser Sachverhalt allein ist allerdings nur die „halbe Wahrheit“, denn laut Aristoteles hat der Mensch an und für sich auch einen denkenden beziehungsweise einen verstehenden Teil der Seele, nämlich den Geist. *„Was man in der Seele also Geist nennt (ich nenne Geist das, womit die Seele überlegt und Annahmen macht), ist nichts von den Gegenständen in der Wirklichkeit, bevor er denkt. Darum ist auch nicht anzunehmen, daß er mit dem Körper vermischt sei“* (vgl. ebd.: 330). Für mich kommt an dieser Stelle nun der Gedanke auf, dass der Geist dabei wohl auch nicht so eng mit dem Körper verbunden ist, sondern eher etwas unabhängigeres von ihm. Das würde in diesem Zusammenhang außerdem erklären, dass Aristoteles hier von einer anderen Gattung der Seele spricht, die als einzige ohne den Körper existieren kann (vgl. ebd.: 289). Aristoteles fährt anknüpfend daran fort: *„Klar geworden ist [...], daß die übrigen Teile der Seele nicht abtrennbar sind, wie einige meinen; wohl aber sind sie begrifflich verschieden. Denn das Wesen des Wahrnehmenden ist anders als das Wesen des Meinenden, wie ja auch das Wahrnehmen vom Meinen verschieden ist. Dasselbe gilt für alle anderen Funktionen“* (ebd.). Der Geist ist *„erst wenn er abgetrennt ist, [...] das, was er wirklich ist, und nur dieses ist unsterblich und ewig. Wir erinnern uns aber nicht daran; denn der eine Teil ist wohl leidenslos, der leidensfähige Geist aber vergänglich, und ohne diesen gibt es kein Denken“* (ebd.: 333).

Der antike Atomist Epikur (341-270 vor Christus), der sechs Jahre nach Platons Ableben geboren wurde, glaubt nicht an die Unsterblichkeit der Seele, sondern sieht im Tod den irreversiblen Verlust des Bewusstseins (vgl. Lacina 2009: 27). An diesem Punkt wird deutlich, dass der Tod für Epikur die Endlichkeit des Lebens darstellt. Seiner Meinung nach sind Körper und Seele des Menschen aus Atomen zusammengesetzt und zerfallen nach dem Tod jeweils in ihre Bestandteile. Damit gilt der leibliche Tod für ihn auch als das absolute Ende der menschlichen Existenz. Da das Individuum damit auch die an die Körperlichkeit gebundene Wahrnehmungsfähigkeit verliert, muss es nun auch nicht mehr befürchten, etwas Unangenehmes oder Negatives zu erleben. Das heißt, wer nichts mehr wahrnehmen kann, der kann in diesem Sinn auch nicht mehr leiden und braucht

¹² **Geldsetzer, Lutz** (2000): Philosophische Anthropologie, URL: http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/philo/geldsetzer/anthropologievl_98_99.pdf, verfügbar am 21.04.2013.

demzufolge den Tod nicht zu fürchten (vgl. Nassehi und Weber 1989: 81 f.). Epikur schließt demzufolge daraus: *„Der Tod geht uns nichts an, denn solange wir sind, ist der Tod nicht da; und wenn der Tod da ist, sind wir nicht mehr. Er geht also weder die Lebenden an noch die Toten“* (zit. n. Nassehi und Weber 1989: 82).

Epikur versucht, den Menschen damit die Sorgen zu nehmen, und will ihnen gleichzeitig vermitteln, dass sie ihr Leben ohne Angst und Furcht vor dem Tod führen sollen, da diese Sinnesempfindungen sie nur an einer glücklichen Lebensführung hindern. Erst wenn sie erkannt haben, dass der Tod sie nichts angeht und daher keine Bedeutung hat, können sie ihr Leben genießen. Sein Ziel ist es also, den Menschen den richtigen Umgang mit dem Tod zu vermitteln und zu zeigen, dass die Angst vor ihm unberechtigt ist, da alles Gute und Schlechte nur auf Wahrnehmung beruht (vgl. Lacina 2009: 26 f.). Epikur versteht den Tod als einen Prozess, durch welchen wir unsere Empfindungen gänzlich verlieren. Anders gesagt: Das nicht mehr Dasein des Menschen, in dem Fall der Tod, ist weder etwas Gutes noch etwas Schlechtes, weil es nicht erlebt wird. Darüber hinaus ist er der Ansicht, dass eine Nichtbeschäftigung mit diesem Thema daher auch die beste Lösung sei.

Der römische Philosoph Lukrez (etwa 99/94-55 vor Christus) teilte die Ansicht Epikurs und war von der Sterblichkeit der Seele sowie dem Umstand, dass uns der Tod nicht berührt, überzeugt. Da Körper und Geist in seinen Augen ebenfalls eine Einheit bilden und zur gleichen Zeit entstehen beziehungsweise vergehen, versteht auch er den Tod als Ende jeglicher Empfindungs- und Existenzmöglichkeit. Lukrez versucht auf diese Weise genau wie Epikur, dem Menschen die Furcht vor dem Tode zu nehmen (vgl. Lacina 2009: 27 f.). Der römische Dichter hat gegen die Todesfurcht noch einen weiteren Aspekt, aufgeführt und begründet, das sogenannte Symmetrie-Argument:

(P1): Vor der Geburt eines Menschen ist unendlich viel Zeit vergangen.

(P2): Nach dem Tod eines Menschen wird unendlich viel Zeit vergehen.

(P3): Niemand hält es für ein Übel, dass er die unendlich lange Zeit vor seiner Geburt nicht erlebt hat.

Dazu (P4): Die Zeit vor der Geburt und die Zeit nach dem Tod verhalten sich symmetrisch zueinander.

(K): Also kann die unendlich lange Zeit nach dem Tod nichts schlechtes sein.

(Wittwer 2009: 43 f.)

Lukrez sieht den Tod damit als ein symmetrisches Gegenstück zur Geburt an. Dabei wirkt das menschliche Leben, das sich zwischen diesen beiden unendlichen Ereignissen befindet, lediglich wie eine winzige Zeitspanne. In diesem Sinn ist das Leben als ein Gut anzusehen, da man sich nun selbst verwirklichen und alles um sich herum wahrnehmen kann. Man hat quasi die Möglichkeit, zwischen dem Unendlichen vor der Geburt als auch nach dem Tod zu existieren. Um diesen Gedankengang ganz zu Ende zu bringen, muss noch erwähnt werden, dass hier durchaus auch das Schlechte mitwirken kann, da man ja nicht weiß, was das Leben am Ende bringt - es liegt quasi in der eigenen Hand, was man daraus macht.

Wenn die Zeit nach dem Tod nichts Schlechtes ist, dann ist es die Zeit davor - laut des Symmetrie-Argumentes - auch nicht. Dementsprechend würde ich das Unendliche in dieser Verbindung eher auch als etwas Neutrales auffassen - als etwas, was uns eigentlich nicht zu interessieren braucht. Das Leben dazwischen wäre in diesem Fall eine Art Unterbrechung oder eine Abwechslung und etwas, was man selber leben, gestalten sowie empfinden kann. Mit dem Tod endet all dies und daher ist es folglich logisch, dass Lukrez der Ansicht ist, dass uns das Danach nichts angeht.

Auch Seneca (etwa 4 vor Christus bis 65 nach Christus) stellt wie Lukrez eine Art Verbindung zwischen dem Zustand vor der Geburt sowie nach dem Tod her. Er versucht, dies vereinfacht am Beispiel einer Lampe zu veranschaulichen. So wäre nämlich das Erlöschen für diese im Prinzip ebensowenig von Bedeutung, als überhaupt nicht angezündet zu sein. Vor und nach der Geburt gibt es einfach nur das Nichtsein und die damit verbundene Ruhe. Daraus kann man Folgendes ableiten: Wenn mit dem Tod Schmerzen und Leiden verbunden wären, dann müsste es diese auch schon vor der Phase des Daseins gegeben haben. Da dies aber nicht der Fall ist, ist an sich auch die Furcht vor dem Tod grundlos. Demzufolge ist das, was man weder fühlen noch erleiden kann, auch nicht angsteinflößend. Seneca knüpft hier an den Gedanken Epikurs an und versteht den Tod als das, was dem Erfahren und dem Empfinden ein Ende macht: Wir existieren dann einfach nicht mehr und brauchen uns daher auch keine Sorgen in irgendeiner Form mehr zu machen (vgl. Lacina 2009: 31).

In seinen „Briefen an Lucilius“ gibt Seneca seinem Freund unter anderem auch den Ratschlag, den Tod stets vor Augen zu behalten und sich nicht vor ihm zu fürchten, denn nur das Ungewisse gibt Anlass zur Furcht. Da aber der Tod eine Gewissheit ist und definitiv eintreten wird, braucht man sich also nicht vor ihm zu fürchten. Daher wäre es

auch albern und gedankenlos, den Tod zu fürchten. Zusammengefasst lässt sich daher festhalten: Wer sich geistig angemessen mit dem Tod auseinandersetzt und ihn versteht, muss sich nicht vor ihm fürchten und kann ihm daneben sogar noch mit Heiterkeit entgegentreten. Wird der Tod beispielsweise als eine Erlösung von Lasten und Problemen verstanden, dann ist er für das Individuum am Ende sogar etwas Willkommenes, da es von allem befreit wird. Auch wenn er als das absolute und unwiederbringliche Ende gilt, dann bringt er die völlige Empfindungslosigkeit mit sich. Der Tod kann also bestärken, ermutigen und beruhigen, wenn man sich mit ihm auseinandersetzt. Seneca sieht den Tod als das Ziel des Lebens an, auf das es sich vorzubereiten lohnt. Ohne Furcht kann man dem Tod dann guten Mutes und gelassen entgegentreten (vgl. ebd.: 30 f.). Im Prinzip muss der Mensch nach Seneca sein ganzes Leben lang leben und sterben lernen, denn beide Dinge gehören unmittelbar zusammen, und außerdem wurde uns das Leben bereits mit dem Wissen um unseren Tod gegeben (vgl. Rüeegger 2006: 22 f.).

In den „Briefen an Lucilius“ hält er ergänzend dazu auch noch fest, dass *„wer nicht sterben will, hat eigentlich auch nicht leben wollen“* (Seneca, zit. n. Laager in: Rüeegger 2006: 23). In einem anderen Werk „Über die Kürze des Lebens“ schreibt Seneca darüber hinaus: *„Wozu beklagen wir uns über die Natur? Sie hat sich doch gütig gezeigt: Das Leben ist lang, wenn du es zu nutzen verstehst. Doch den einen hält unersättliche Habgier gefangen, den anderen seine geschäftige Betriebsamkeit mit völlig überflüssiger Plackerei. Der wieder ertrinkt im Wein, der andere dämmert im Nichtstun dahin, wieder einen zermürbt sein Ehrgeiz, mit dem er sich stets von der Meinung der anderen abhängig macht. Den nächsten führt die rastlose Begierde, Geschäfte zu machen, durch alle Länder, über alle Meere, in der Hoffnung auf Profit“* (zit. n. Wittwer: 58). Mit diesen Worten macht Seneca deutlich, dass es im Allgemeinen nicht auf die Länge des Lebens ankommt, sondern auf den Inhalt, dem wir ihm geben, und den damit verbundenen Sinn, der daraus entsteht. Das heißt, wenn wir unser Leben sinnvoll und mit Bedacht zu nutzen wissen, dann kommt es nicht auf die Länge unseres Verweilens auf der Erde an. Der Sinn des Lebens besteht also darin, es wohlüberlegt zu nutzen und sich nicht durch andere unwichtige Dinge ablenken zu lassen, um sich darin nicht zu verlieren. Wir allein sind unser Glückes Schmied.

Einige Jahrhunderte später, und zwar in der Phase des Übergangs von der Spätantike zum frühen Mittelalter, kam es zu erheblichen Veränderungen, denn das Bild vom Tod und die damit verbundene Einstellung der Menschen wurden nun deutlich vom christlichen

Denken getragen. Das heißt, das ganze Leben des Menschen von der Geburt bis hin zum Tod wurde stark durch die geistliche Sphäre beeinflusst und geformt. Der Philosoph und Theologe Aurelius Augustinus (354-430) spielte dabei eine wichtige Rolle, denn in dieser Zeit des Übergangs von der antiken griechischen Philosophie in das frühchristliche Denken zeigt sich bei ihm eine platonisch-christliche Verbindung auf. Diese war vor allem für die Philosophie des Mittelalters besonders entscheidend, denn die Natur wird nun als ein von Gott geschriebenes Buch verstanden, deren Aufgabe darin besteht, Anderes (Gott) zu repräsentieren (die Ideenlehre - der Wille Gottes - das paradiesische Ideal) (vgl. Rüdiger 2003: o. S.).¹³ Mit anderen Worten: *„Seine Philosophie enthält von PLATON übernommene, jedoch im christlichen Sinn modifizierte Elemente wie die Idee vom Absoluten oder den Dualismus von Geist und Materie, der sich im Menschen in der spannungsvollen Einheit von Leib und Seele ausdrückt“* (Österreichisches Schulportal 2013: o. S.).¹⁴ Seit diesem Zeitpunkt wurden das Leben und der Tod sozusagen stark mit Gott und dem eigenen Glauben verbunden, den Augustinus folgendermaßen definierte: *„Glaube ist, an das zu glauben, was man bis dahin nicht sehen kann. Die Belohnung dafür ist, das zu sehen, was man glaubt!“* (Internetportal Zeugen der Wahrheit 2013: o. S.).¹⁵ Seiner Ansicht nach *„sind [wir] in Gott eingetaucht, eingehüllt in Seine heilende und liebende Gegenwart. Wir atmen in Gott, weinen in Gott, lachen in Gott. Wir leben, wenn wir in Gott sind. Ohne Gott fallen wir ins Nichts“* (ebd.). An all dem ist sehr deutlich zu erkennen, dass der Mensch im übertragenen Sinne nur dann bestehen und nach seinem Tod weiterleben kann, wenn er sich allein der Religion zuwendet, an Gott glaubt und sein Leben ganz nach ihm ausrichtet. Die Taufe war hierbei eine wichtige Voraussetzung, um ewiges Heil zu erlangen. In seiner Frühschrift „Über die wahre Religion“ hielt Augustinus, daran anknüpfend, Folgendes fest: *„Geh nicht nach draußen, kehre wieder ein bei dir selbst! Im inneren Menschen wohnt die Wahrheit. Und wenn du deine Natur noch wandelbar findest, so schreite über dich selbst hinaus! Doch bedenke, daß, wenn du über dich hinausschreitest, die vernünftige Seele es ist, die über dich hinausschreitet. Dorthin also trachte, von wo der Lichtstrahl kommt, der deine Vernunft erleuchtet. Denn wohin sonst gelangt, wer seine Vernunft recht gebraucht, wenn nicht zur Wahrheit? Die Wahrheit kommt ja nicht durch Vernunftgebrauch zu sich selber, sondern*

¹³ **Lorenz, Rüdiger** (2003): Philosophie des Mittelalters, URL: <http://www.pinselpark.org/geschichte/spezif/filosofieg/15mittelalt.html>, verfügbar am 19.04. 2013.

¹⁴ **Österreichisches Schulportal** (2013): Frühes Christentum, URL: http://webs.schule.at/website/Literatur/literatur_christentum.htm, verfügbar am 19.04.2013.

¹⁵ **Internetportal Zeugen der Wahrheit** (2013): Heiliger Augustinus, URL: <http://kath-zdw.ch/maria/augustinus.html>, verfügbar am 19.04.2013.

sie ist das, wonach alle, die ihre Vernunft gebrauchen, trachten. So sieh, hier ist die denkbar höchste Übereinstimmung, und nun stimme auch du mit ihr überein. Bekenne, daß du nicht bist, was sie ist. Denn sie selbst sucht sich nicht, du aber bist suchend zu ihr gelangt, nicht einen Raum durchmessend, sondern von Sehnsucht des Geistes getrieben. So möge denn der innere Mensch mit ihr, die bei ihm Wohnung genommen hat, nicht zu niederstem und fleischlichem, sondern zu höchstem und geistigstem Genusse übereinstimmen“ (Augustinus, Über die wahre Religion: 123).

Die zentralen Leitgedanken des christlichen Glaubens bestehen zu jener Zeit vor allem in der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, der Erlösung des Menschen durch Christus und der fleischlichen Auferstehung der Toten nach dem Jüngsten Gericht. Das heißt, für Augustinus ist das Individuum durch die körperliche Sterblichkeit und die Möglichkeit, diese mit Hilfe von Gott zu bewältigen, gekennzeichnet. Allgemein wird davon ausgegangen, dass der Mensch nach seinem Ableben für gute Taten belohnt und für die bösen Taten bestraft wird. In seinem Hauptwerk „Vom Gottesstaat“, das aus 22 Büchern besteht, setzt er sich umfassend damit auseinander, wie der Mensch die Unsterblichkeit erlangen kann (vgl. Lacina 2009: 31 f.).

In dieser gesamten Textpassage über Augustinus lässt sich sehr gut erkennen, dass die Philosophie im Mittelalter sehr deutlich vom christlichen Glauben geprägt wurde. Wittwer spricht hier sogar von einer Unterordnung der Philosophie unter den christlichen Glauben. Deswegen ist es keineswegs möglich, sich mit dem Tod vernünftig und unbefangen auseinanderzusetzen (vgl. Wittwer 2009: 133).

Der deutsche Philosoph Lutz Geldsetzer hält in seinem Kompendium der philosophischen Anthropologie noch einmal kurz und prägnant die zusammenfassende Denkweise und Weltanschauung des Augustinus fest:

- 1. Augustins Menschenbild ist neuplatonisch: der Mensch ist wesentlich Seele.*
- 2. Der Wille (Platons Triebe in sich aufnehmend) tritt in den Vordergrund: der Mensch wird wesentlich Willenswesen.*
- 3. Die (platonischen) Seelenteile werden zu Seelenkräften, die die Realität in ihren zeitlichen Ekstasen erzeugen.*
- 4. Der Parallelismus von Gottes- und Seelenbegriff ist gleichzeitig “wissenschaftliche” Erklärung des abendländisch-christlichen Dreieinigkeitsgottes und theologische Weihe des augustinischen*

Menschenbildes, die ihm bis heute dominierende Wirksamkeit verleiht. Es wird später zum "protestantischen" Menschenbild par excellence.

(Geldsetzer 2000: 14)¹⁶

Thomas von Aquin (1225-1274) war ein weiterer einflussreicher Philosoph und katholischer Theologe, bei dem es erneut zu einem Denkmbruch kam. Denn im Unterschied zu Augustinus, der Gott beziehungsweise das höchste Sein im Innersten des Individuums sucht, findet bei Thomas von Aquin ein Wechsel vom Innersten nach Außen statt. Er ist nämlich der Ansicht, dass das Einhalten der Gebote Gottes, welche theoretisch faktisch der der Kirche gleichzusetzen sind, den wahren Grund des menschlichen Glücks ausmachen (vgl. Wirthgen 2013: o. S.).¹⁷ *„Das Hindurchtönende, die Person Gottes im eigenen Inneren wird zurückgesetzt und statt dessen auf die laute Stimme der Kirche draußen verwiesen“* (ebd.).

Auch Thomas von Aquin versteht den Menschen als ein aus körperlichem Leib und Seele zusammengesetztes Wesen und sieht den Tod als eine Trennung dieses Geist-Körperwesens. Im dritten Buch seines Werks „Über die Wahrheit des christlichen Glaubens“ setzt Aquin sich dann auch genauer mit der Angst und der Flucht des Menschen vor dem Tod auseinander, mit dem selbst das größte Glück ein Ende findet. Gerade aufgrund dieser Tatsachen ist es umso wichtiger zu wissen, wie es nach dem Tod weitergeht. Daher sollten unbedingt die Fragen nach dem Weiterleben sowie die Erlösung durch Gott gestellt werden (vgl. Lacina 2009: 33). Darüber hinaus wird in der thomistischen Lehre auch die Meinung vertreten, dass mit dem Tod die Chance auf ein Erlassen der Todsünden endet, so der katholische Theologe Peter Christoph Düren (vgl. ebd.). Der Mensch kann also nur durch Gott sein wahres Glück wiederfinden. In seinem vierten Buch des Gesamtwerkes „Über die Wahrheit des christlichen Glaubens“ nimmt Aquin dazu Stellung und geht besonders auf das Schicksal ein, welches das Individuum nach seinem Tod erwartet: Direkt nach dem Ableben folgt das Partikulargericht¹⁸, und hier entscheidet sich zunächst, was mit der Seele des Verstorbenen geschieht - das heißt, ob diese direkt in die Hölle oder in den Himmel gelangt, beziehungsweise vorher im Fegefeuer gereinigt wird. Da die Seele aber ohne den Körper unvollkommen ist, muss

¹⁶ **Geldsetzer, Lutz** (2000): Philosophische Anthropologie, URL: http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/philo/geldsetzer/anthropologievl_98_99.pdf, verfügbar am 21.04.2013.

¹⁷ **Wirthgen, Monika** (2013): Philosophie und Glück: Zweidimensionale Menschenbilder, URL: http://www.gluecksarchiv.de/inhalt/philosophie_menschenbild_zwei.htm, verfügbar am 21.04.2013.

¹⁸ Der Erzengel Michael nimmt hier eine wichtige Rolle ein, denn ihm kommt die Rolle des Richters zu.

dieser auch unbedingt mit auferstehen. Christus selbst wird aber erst später, beim Jüngsten Gericht¹⁹ am Ende der Tage, über alle Menschen richten (vgl. ebd.). Man spricht hierbei insgesamt auch von einem doppelten Gericht.

Thomas von Aquin greift an dieser Stelle noch eine weitere besonders wichtige Fragestellung auf, die die Menschen schon seit Augustinus Zeiten beschäftigt hat: Was geschieht eigentlich mit den Kindern, die totgeboren wurden oder aber schon vor der Taufe verstorben sind? Da die Taufe als Voraussetzung galt, um in den Himmel zu kommen und sich an Gottes Näher zu erfreuen, kamen diese Kinder also theoretisch gesehen schon in gewisser Weise „unschuldig“ in die Hölle. Sie wurden sozusagen ohne ein eigenes Verschulden vom Himmelsreich ausgeschlossen. Man empfand dieses aber mittlerweile nicht mehr als eine angemessene Strafe, weswegen es auch zu einer Milderung für diese Kinder kam. Anstatt direkt in die Hölle zu kommen, kamen ihre Seelen nun in den Limbus (der Rand der Hölle): Dies war ein Ort, wo sie kein Qualen erleiden mussten und wo es Hoffnung auf endgültige Auferstehung sowie Gottesschau gab (vgl. Lacina: 34 f.).

Hier zeigt sich deutlich, dass der Tod und die Wiederauferstehung für die Menschen im Mittelalter eine zentrale Rolle spielen und deutlich vom christlichen Glauben beeinflusst werden. Auf Grund dessen erscheint es mir auch sehr schwer, an diesem Punkt eine genaue Grenze zwischen dem christlichen Glauben und dem philosophischen Verständnis vom Tod zu ziehen. Thomas von Aquin nimmt hier eine wichtige Rolle ein, weil er versucht hat, in seinen Werken Glaube und Vernunft, Philosophie und Theologie zusammenzubringen. Im Gegensatz zu der Theologie von Augustinus, der sich dabei an Platon orientierte, war Thomas von Aquin sehr von Aristoteles fasziniert und hat versucht, die christliche Lehre in seinen Denkkategorien auszudrücken (vgl. Schäfer 2013: o. S.).²⁰ Darüber hinaus sieht er die Geistseele des Menschen im Vergleich zu Platon auch nicht als eine volle Substanz an, sondern als eine Form des Körpers, die deswegen auch beständig und somit unzerstörbar ist. An alldem ist sehr gut zu erkennen, dass die menschliche Seele auch nach dem Tod in einer speziellen Beziehung zum Leib steht (vgl. Rager und Brück 2012: 152).

¹⁹ Es geht hier um die Auferstehung des Leibes, in welchen die Seele dann zurückkehrt. Es wird quasi noch einmal gerichtet und entschieden, ob man in den Himmel oder die Hölle kommt. Man spricht hier auch von dem Endgericht, bei dem alles noch einmal „aufgerollt“ wird.

²⁰ **Schäfer, Joachim** (2013): Thomas von Aquin, In: Ökumenisches Heiligenlexikon, URL: http://www.heiligenlexikon.de/BiographienT/Thomas_von_Aquin.htm, verfügbar am 26.04.2013.

In der neuzeitlichen Philosophie gab es verschiedene Annäherungsversuche, um sich dem Thema Tod zu nähern. Michel de Montaigne (1533-1592) nimmt dabei eine wichtige Position ein, denn erst durch ihn wurde die antike Tradition zum Tod wieder aufgegriffen (vgl. Lacina 2009: 36). So erinnern wir uns beispielsweise daran, dass der Tod uns lehrt, jeden Tag erfüllt zu leben. Wer dies nämlich tut, der braucht sich am Ende auch keine Sorgen zu machen und ist zu jeder Zeit bereit zu sterben.²¹ Das 19. Kapitel des ersten Buches seiner „Essais“ überschreibt Montaigne passend dazu auch mit dem alten Satz des Cicero (106-43 vor Christus): „*Que Philosophar, c'est apprendre à mourir*“, was nichts anderes bedeutet als: Philosophieren heißt sterben lernen (vgl. Rüegger 2006: 23). Cicero verstand das Philosophieren im Grunde als „*eine Einübung in die Trennung des Körpers von den Fesseln der Seele*“ (vgl. Lacina 2009: 30).

In seinem bekannten Essay, in dem Montaigne sich mit dem Tod auseinandersetzt, geht er unter anderem auch der Frage nach, wie sich die Angst vor dem Tod am besten bewältigen lässt, da diese die Menschen von einem unbeschwerten und zufriedenen Leben abhält (vgl. ebd.: 37). „*Der Tod [ist], wenn wir ihn fürchten, eine dauernde Beunruhigung für uns; diese Last kann uns nicht abgenommen werden*“ (Montaigne 1953 (1572/1588): 60). Zunächst kritisiert er dazu an dieser Stelle die weit verbreitete Ansicht der Bevölkerung, den Tod einfach außen vorzulassen, denn dadurch wird in seinen Augen nichts besser. Das heißt, er sieht darin lediglich eine Vorspiegelung falscher Tatsachen, was am Ende nur zur Selbsttäuschung des Menschen führt. Er deklariert dieses Verhalten daher auch als reine Unvernunft, denn aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Da niemand genau weiß, wann der Tod kommt und wie er sterben wird, sollte sich der Mensch auch nicht mit völliger Sicherheit darauf verlassen, ein bestimmtes Lebensalter erreichen zu können. Im Prinzip lauert er immer und überall (vgl. Lacina 2009: 37). „*Von allen Seiten kann er uns überfallen; es nützt nichts, wenn wir, wie in verdächtigem Gelände, den Kopf unaufhörlich hierhin und dorthin drehen: er hängt immer über uns, wie der Felsbrock über dem Haupte des Tantalus. [...] Junge und Alte müssen in gleicher Weise ihr Leben lassen; außerdem denkt jeder Mensch, und wenn er noch so altersschwach ist, weil er sich mit Methusalem vergleicht, er habe noch mindestens 20 Jahre im Leibe. Und dann, du armer Narr, wer hat dir denn die wahrscheinliche Lebensdauer vorgerechnet? Du stützt dich auf die Märchen der Ärzte: sieh lieber hin, wie es wirklich aussieht und was die Erfahrung lehrt*“, so Montaigne (Montaigne 1953 (1572/1588): 60).

²¹

Siehe dazu unter anderem Platon und Seneca.

Da der Tod ein fester Bestandteil des natürlichen Lebens ist und wir ihm nicht entkommen können, sollten wir uns auf jeden Fall angemessen mit ihm auseinandersetzen, ihn als Teil des Lebens akzeptieren und verstehen, dass Leben sterben bedeutet. Nur dann ist es auch möglich, die Angst vor ihm zu verlieren und einen klaren Blick auf die wahre Natur des Todes zu erhalten (vgl. Lacina 2009: 37 f.). *„Wenn man so vorher an den Tod denkt, ist man gegen ihn zweifelslos besser gewappnet; und dann ist es doch auch schon ein Gewinn, wenn wir den Weg bis zu ihm hin ohne Aufregung und ohne Angst gehen können“* (Montaigne 1953 (1572/1588): 66).

Daneben hilft uns auch der natürliche Alterungsprozess, sterben zu lernen, denn so können wir uns schrittweise auf den eigenen Tod vorbereiten und ihm dabei immer wieder ins Auge blicken. Da er unweigerlich Verluste mit sich bringt, verstehen wir, was der Tod wirklich ist, und lernen, mit ihm umzugehen. Daran ist zudem gut zu erkennen, dass der Tod für Montaigne ein wichtiger Moment im Leben ist. Sein Todesverständnis zeigt sich einerseits in der Betonung des Alterns, welches in die Todesproblematik einführt, und andererseits legt er den Menschen nahe, den Tod als das Ziel des Lebens und es daher auch als ein sterbliches Leben anzuerkennen. Diese ganze Ansicht vom Tod zeigt hier das komplette Gegenteil der antiken Philosophen Lukrez und Epikur auf, die der Meinung waren, dass der Tod die Lebenden nicht berührt und daher nichts angeht (vgl. Lacina 2009: 37 f.). Montaigne hebt in seinem Essay auch hervor, dass der Tod bereits mit der Geburt beginnt, dass wir unser ganzes Leben nah am Tod bauen und dass wir an unserem letzten Tag schließlich bei ihm ankommen. Wenn wir unser Leben angemessen genutzt haben, dann können wir uns auch gesättigt und befriedigt von ihm trennen. Hat der Mensch es dagegen nutzlos vertan, dann kann der Tod ihm doch eigentlich auch relativ gleichgültig sein - denn was wolle er denn noch damit? Damit wird deutlich, dass das Leben im Grunde nichts Gutes, aber auch nichts Böses ist und es im Prinzip an uns selber liegt, was wir daraus machen (vgl. Montaigne 1953 (1572/1588): 68 f.). Daneben lässt sich der *„Wert eines Lebens nicht nach der Länge messen; er ist vom Inhalt abhängig. Manches langes Leben ist inhaltslos. Nutzt es, so lange ihr es in den Händen habt: von eurem Entschluß, nicht von der Lebensdauer hängt es ab, ob ihr euch mit dem Gedanken abfindet: wir haben genug gelebt“* (ebd.: 69). Auf diese Weise will Montaigne uns sagen, dass, wenn man etwas aus seinem Leben gemacht und es somit „intensiv auskosten“ hat, dann braucht man sich auch keine Gedanken darüber zu machen, zu welchem Zeitpunkt der Tod den Menschen ereilt. Man hat sozusagen schon das für sich Wichtige erreicht und kann daher jederzeit einfach loslassen. Daran ist

allgemein zu erkennen, wie sehr das Leben in den Tod „hineinspielt“ und wie eng beide Dinge zusammenhängen sowie dass der Tod in diesem Sinn kein Übel sein kann. *„Sich in Gedanken auf den Tod einrichten, heißt sich auf die Freiheit einrichten: wer zu sterben gelernt hat, den drückt kein Dienst mehr [...] Sterben können befreit uns von aller Knechtschaft, von allem Zwang“* (ebd.: 63).

Am Ende seines Essays gibt Montaigne dem Leser noch eine in meinen Augen wichtige Botschaft mit auf den Weg, die in jedem Fall zum Nachdenken anregt: *„Warum fürchtest du deinen letzten Tag? Er ist kein größerer Schritt zu deinem Tode als alle anderen Tage: die Müdigkeit wird nicht durch den letzten Schritt verursacht; sie wird nur sichtbar bei ihm. Alle Tage wandern wir zum Tode; am letzten Tag kommen wir am Ziel an. So lauten die guten Lehren unserer Mutter Natur“* (ebd.: 70).

Auch der englische Philosoph Francis Bacon (1561-1626) setzt sich in seinen „Essays“ mit der Furcht vor dem Tod auseinander. Er geht dabei näher auf Seneca und seine Texte über die übertriebenen Ängste der Menschen vor dem Tod ein. Der Philosoph wählt dabei einen recht interessanten Weg, denn er stellt die Todesfurcht verschiedenen Gefühlen, wie beispielsweise Liebe, Ruhm, Kummer und Rache, gegenüber. Dabei wird am Ende sehr deutlich, dass diese ganzen Emotionen weitaus intensiver und viel stärker sind als die Angst vor dem Tod. Daher sollte die Todesfurcht auch nicht zu überbewertet und ihr keine allzu große Aufmerksamkeit entgegengebracht werden. Wer sich dagegen zu sehr mit dem Tod auseinandersetzt und sich zu sehr auf ihn vorbereitet, macht diesen am Ende nur noch furchterregender und schlimmer (vgl. Lacina 2009: 38). Francis Bacon hält daher auch fest: *„Glücklich ist der, der stirbt, bevor er den Tod gerufen hat“* (Knischek 2000: 324). Auch der auf ihn zurückzuführende Aphorismus *„Wissen ist Macht“* (Krohn 2013: 1)²² lässt sich sinngemäß wunderbar in diesem Zusammenhang erwähnen, denn je nachdem, wie der Mensch sein Leben führt, so wird er es auf die eine oder andere Art bewältigen können.

Für René Descartes (1596-1650) ist der Mensch ein Wesen, *„das zwei grundlegend voneinander geschiedene Seinsweisen in sich vereinigt, die ‚res cogitans‘ als das denkende Selbstbewusstsein und die ‚res extensa‘ als den Körper“* (Nassehi und Weber 1989: 118). Das heißt, der Mensch ist auch für ihn ein zusammengesetztes Wesen,

²² **Krohn, Wolfgang** (2013): Wissen ist Macht, URL: http://www.uni-bielefeld.de/soz/personen/krohn/wissen_ist_macht.pdf, verfügbar am 29.05.2013.

welches aus zwei verschiedenen Substanzen besteht, die miteinander vermischt sind. Während allerdings der Körper wieder in den materiellen Kreislauf der Natur eingeht, bleibt die Seele unsterblich (vgl. ebd.: 120), da sie wegen ihrer Einfachheit und der Unkörperlichkeit nicht zerstört werden kann (vgl. Wittwer 2009: 33).

Auch andere moderne Philosophen, wie beispielsweise Baruch de Spinoza, Gottfried Wilhelm Leibniz, Christian Wolff, Johann Gottfried Herder und Max Scheler, glaubten an die Unsterblichkeit der Seele. Allerdings wandelte sich dieses Bild in der Neuzeit. Besonders die beiden Philosophen David Hume und Immanuel Kant brachten erhebliche Bedenken gegen diese Behauptung ein (vgl. ebd.).

In seiner Abhandlung „Über die Unsterblichkeit der Seele“ setzt sich der Empirist David Hume (1711-1766) mit den bekanntesten Beweisen für die Fortexistenz der Seele auseinander und kommt für sich zu folgendem Schluss: *„Durch das bloße Licht der Vernunft scheint es schwer, die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen; die Argumente dafür werden gewöhnlich entweder metaphysischen, oder moralischen, oder physischen Gesichtspunkten entnommen“* (Hume 2007 (1757): 4).²³ Er ist daneben außerdem der Meinung, dass das Evangelium die eigentliche Quelle des Gedankensystems von der Unsterblichkeit der Seele sei: *„In Wirklichkeit ist es das Evangelium allein, welches ‚Leben und unsterbliches Wesen‘ ans Licht gebracht hat“* (ebd.). Nach Hume ist es also schwer „vernünftig zu beweisen“, dass die Seele unsterblich ist. Die Metaphysik zeigt uns zwar einerseits auf, dass die Seele im Prinzip immateriell ist und dass es dem Gedanken an sich nicht möglich sei, zu einer materiellen Substanz zu gehören. Doch gleichzeitig lehrt uns diese Disziplin andererseits auch, dass der Begriff der Substanz vollkommen verworren ist und wir uns eine Substanz daher lediglich als eine zufällige Ansammlung einzelner Eigenschaften *„die einem unbekannten Etwas anhängen“* (ebd.) vorstellen können. Genau aus diesem Grund sind Materie und Geist für uns auch gleichermaßen unbekannt (vgl. ebd.). Wenn wir also nicht genau wissen was eine Substanz ist, dann wissen wir unter anderem auch nicht, was eine Seele wirklich ist. *„Es sei daher ungerechtfertigt, die Existenz einer geistigen Substanz anzunehmen. Damit entfalle die Grundlage für den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele“*, so Wittwer erklärend dazu (Wittwer 2009: 34).

²³ **Hume, David** 2007 (1757): Über die Unsterblichkeit der Seele, übersetzt von Friedrich Paulsen, URL: http://www.igelsity.de/static/books/Hume_Seele/Hume_Seele.pdf, verfügbar am 07.05.2013.

Ein weiteres Argument für die Sterblichkeit der Seele sieht Hume in der Analogie der Natur und weist dabei auch auf die Gemeinsamkeit zwischen Leib und Seele hin: *„Die Organe des einen sind alle zugleich Organe der andern; daher muß auch das Dasein der einen von dem des andern abhängen“*, und außerdem: *„nichts in dieser Welt ist beständig, jedes Ding, wie fest dem Anschein nach, ist in fortwährendem Fluß oder Wechsel, die Welt selbst trägt Anzeichen von Schwäche und Auflösung an sich. Wie entgegen aller Analogie ist es daher sich einzubilden, daß eine einzige Form, anscheinend die schwächste von allen und den größten Störungen unterworfen, unsterblich und unauflöslich ist? Was ist das für eine Theorie! Wie leichthin, um nicht zu sagen leichtsinnig aufgestellt!“*, so Hume (Hume 2007 (1757): 13 f.).²⁴ An dieser Aussage ist deutlich zu erkennen, dass Körper und Seele in einem engen Verhältnis zueinander stehen und somit auch voneinander abhängen. Sie unterliegen einem gemeinsamen Wandel, und entsprechende Veränderungen wirken sich daher auch auf das jeweils andere aus. Das heißt, wenn der Leib stirbt, vergeht die Seele mit ihm. Zwei miteinander verbundene Objekte teilen also das gleiche Schicksal und lösen sich im Tode gemeinsam auf (vgl. ebd.: 12 f.).

Am Ende trifft Hume noch einmal folgende wichtige Aussage: *„Durch welche Argumente oder Analogien können wir einen Zustand der Existenz beweisen, den niemals jemand sah und der auf keine Weise einem, der je gesehen wurde, gleicht?“* (ebd.: 16).

Wie bereits zuvor erwähnt, brachte Immanuel Kant (1724-1804) ebenfalls entscheidende Einwürfe gegen die Unsterblichkeit der Seele hervor, jedoch auf einer völlig anderen Ebene wie sein Vorgänger Hume. Deswegen soll Kant hier abschließend auch noch erwähnt werden. Daher betrachte ich seine beiden, in meinen Augen nicht alltäglichen und sich einander ausschließenden Sichtweisen. Kant hat nämlich auf der einen Seite versucht aufzuzeigen, dass es überhaupt keine zufriedenstellende theoretische Argumentation für die Existenz einer seelischen Substanz gibt. Auf der anderen Seite war er allerdings dagegen der Meinung, dass wir angesichts unseres praktischen Interesses aber davon ausgehen dürfen, dass die Seele des Menschen das körperliche Ende überleben wird - sie also nach dem Tod fortexistiert (vgl. Wittwer 2009: 35). Er war daher gewissermaßen zugleich „Kritiker und Vertreter“ der Lehre der Unsterblichkeit der Seele in einem.

²⁴ **Hume, David** 2007 (1757): Über die Unsterblichkeit der Seele, übersetzt von Friedrich Paulsen, URL: http://www.igelly.de/static/books/Hume_Seele/Hume_Seele.pdf, verfügbar am 07.05.2013.

In dem Abschnitt *Von den Paralogismen der reinen Vernunft* seines Hauptwerkes „Kritik der reinen Vernunft“ setzt sich Kant zunächst näher mit der rationalen Psychologie²⁵, welche er deutlich kritisierte, auseinander. Er geht hier speziell auf die Lehre Descartes von der denkenden Substanz ein und stellt eine Erklärung auf, die gegen das Vorhandensein einer einfachen seelischen Substanz spricht. Er spricht in diesem Zusammenhang auch von einem „*Paralogismus der reinen Vernunft*“. Darunter ist im Allgemeinen ein auf Denkfehlern zurückzuführender Fehlentschluss zu verstehen. Dieser entsteht nach Kant, weil die reine (auch theoretische) Vernunft empirischer Begriffe auf Fragen anwendet, die sich eigentlich nicht nur in Verbindung mit Wahrnehmungen allein beantworten lassen (vgl. ebd.: 35 f.), das heißt, etwas a priori zu erkennen, ohne jeglichen Beweis, nämlich aufgrund unmittelbarer aktueller Vorstellungen, losgelöst von empirischen Daten aller Art.

Das obige Urteil Kants steht in einer engen Verbindung mit dem dabei auftretenden Problem der Einheit des Bewusstseins sowie des Selbstbewusstseins. Der Empirist David Hume, wie im letzten Abschnitt aufgezeigt, hatte nämlich behauptet, dass wir nicht annehmen können, dass überhaupt eine seelische Substanz existiert und dass das Bewusstsein darüber hinaus lediglich eine Menge von diversen Bewusstseinsinhalten, wie beispielsweise Wahrnehmungen und Gedanken, sei. Allerdings kann diese Ansicht Humes, so Kant, dabei nicht wirklich erklären, wie sich die unterschiedlichen und nacheinander vorkommenden Bewusstseinsinhalte dann im jeweiligen Bewusstsein des Subjektes zusammenfassen lassen (vgl. ebd.: 36). Wittwer fasst das folgendermaßen zusammen: „*Wenn man die unbestreitbare Einheit des Bewusstseins verständlich machen will, muss man deshalb nach Kant davon ausgehen, dass es eine einheitsstiftende Funktion gibt, welche die zahlreichen Wahrnehmungen und Gedanken so aufeinander bezieht, dass sie alle zu ein und demselben Subjekt gehören*“ (ebd.). Diese Funktion wird als eine transzendente Apperzeption beschrieben (vgl. ebd.), oder wie Kant in § 18 *Was objective Einheit des Selbstbewusstseins sei* in seinem Werk „Kritik der reinen Vernunft“²⁶ ausführlicher schrieb: „*Die transscendentale Einheit der Apperception ist diejenige, durch welche alles in einer Anschauung gegebene Mannigfaltige in einen Begriff vom Object vereinigt wird*“ (Kant 1919 (1787): 156). Das heißt nichts anderes, als

²⁵ Rationalismus bedeutet: „*Nicht die Sinneserfahrung ist beweiskräftige Grundlage und Grenze unserer Erkenntnis, sondern die Vernunft. Nur die Vernunft kann „wahre“ Aussagen über die Wirklichkeit machen. Im engeren Verständnis von Rationalismus ist dies Sache der logischen Beweisführung durch den schlußfolgernden Verstand*“ (Schlüter 1999: 56).

²⁶ Zur besseren Verständlichkeit können wichtige Schlüsselbegriffe am Ende dieses Werkes noch einmal in einem Sachregister, von Valentiner zusammengefasst, nachgelesen werden.

dass aus der Vielfältigkeit der Vorstellungen nun eine Einheit wird. Und dabei muss *„Das: Ich denke, [...] alle meine Vorstellungen begleiten können; denn sonst würde etwas in mir vorgestellt werden, was gar nicht gedacht werden könnte, welches eben so viel heisst, als: die Vorstellung würde entweder unmöglich, oder wenigstens für mich nichts sein“* (ebd.: 151). Kant formuliert in § 16 (*Von der ursprünglich-synthetischen Einheit der Apperzeption*) seines Werkes der „Kritik der reinen Vernunft“, dass es etwas geben muss, auf das ich mich immer beziehen kann, etwas, das meine Vorstellungen begleitet. Das „Ich denke“ ist dabei quasi die Grundlage meiner Vorstellungen - sie werden sozusagen vom „Ich denke“ begleitet, und dadurch entstehen dann die eigenen Anschauungen. Letztlich auch das Selbstbewusstsein. Durch unsere Sinne werden die Anschauungen geordnet und miteinander verknüpft, denn sonst würden wir laut Kant nichts erkennen können. Es gäbe darüber hinaus auch keine Verbindung ohne das „Ich denke“, und erst durch meine Vorstellungen sowie Anschauungen gemeinsam wird dann das Wirkliche und Eigentliche aufgezeigt (vgl. ebd.: 177 ff.). *„[Der] Verstand [...] ist ein gänzlich aktives Vermögen des Menschen; alle seine Vorstellungen und Begriffe sind bloß seine Geschöpfe, der Mensch denkt mit seinem Verstande ursprünglich, und erschafft sich also seine Welt“* (Kant 2005 (1798): 81). Daher scheint es mir auch verständlich, dass jeder Mensch die Dinge um sich herum in seiner Umwelt anders sieht, da er sie je nach Standpunkt anders empfindet und erlebt - auf diese Weise kommen auch die verschiedenen Bewusstseinsinhalte zustande. Das heißt aber auch, dass wir im Prinzip nur das erkennen und begreifen können, was wir auch vor uns sehen und mit unseren eigenen fünf Sinnen erfahren können. Das Erkenntnisvermögen besteht daher zusammengefasst auch aus dem Verstand, der Urteilskraft und der Vernunft (vgl. Kant 1919 (1787): 214). *„Verbindung liegt aber nicht in den Gegenständen, und kann von ihnen nicht etwa durch Wahrnehmung entlehnt und in den Verstand dadurch allererst aufgenommen werden, sondern ist allein eine Verrichtung des Verstandes, der selbst nichts weiter ist, als das Vermögen, a priori zu verbinden und das Mannigfaltige gegebener Vorstellungen unter Einheit der Apperzeption zu bringen, welcher Grundsatz der oberste im ganzen menschlichen Erkenntniss ist“* (ebd.: 153). Für mich bedeutet dies mit Blick auf die Seele: Die Seele ist für uns Menschen nicht wahrnehmbar, daher können wir sie auch nicht erkennen. Sie ist etwas, über das wir nichts wissen können, und somit übersteigt sie auch unsere Erfahrungen.

Nach Kant machen nun aber die Anhänger der rationalen Psychologie, zu denen unter anderem auch Descartes gehörte, folgenden Fehler: Sie schließen aus der funktionalen

Einheit des Bewusstseins auf dessen Substantialität. Da sich allerdings der Begriff der Substanz nur auf Dinge, die man wahrnehmen kann, beziehen lässt, ist diese Folgerung dementsprechend falsch, so Wittwer (vgl. Wittwer 2009: 36 f.). Dies versucht er nun anhand der nachfolgenden Beispiele zu verdeutlichen: Eine bestimmte Menge Wasser als Substanz betrachtet, lässt sich dabei beispielsweise nach ihren essentiellen Eigenschaften, die es unbedingt aufweisen muss, unterscheiden. Hinzu kommen andere beliebige (unwesentlichen) Eigenschaften. Dagegen wird mit dem Ausdruck „Ich denke“ in keiner Weise gesagt, dass es eine einfache, unteilbare und immaterielle Substanz gibt, welche denkt, sondern lediglich, dass das Bewusstsein auf einer einheitsstiftenden Funktion beruht. Durch diese Kritik an den Paralogismen der reinen Vernunft lässt sich deutlich erkennen, dass es keine ausreichenden theoretischen Belege (erkenntnistheoretische oder metaphysische Belege) gibt, die für die Existenz einer seelischen Substanz sprechen. Daher kann es auch keine Beweise oder Argumente geben, die für die Unsterblichkeit der Seele sprechen (vgl. ebd.: 37).

Parallel dazu hat Kant in seinem zweiten Hauptwerk „Kritik der praktischen Vernunft“ aber dann „umgekehrt“ die Meinung vertreten, dass wir berechtigt sind, die Seele als unsterblich anzusehen, obwohl sich deren Existenz und Unsterblichkeit im Grunde nicht belegen lassen (vgl. ebd.).

In diesem zweiten Hauptwerk stellte Kant das grundlegende Prinzip der Ethik, auch der berühmte kategorische Imperativ genannt, auf, der für ihn zugleich auch das oberste gültige Sittengesetz für die Menschen darstellt. Dieser besagt im Einzelnen: *„Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne“* (Kant 2010 (1788): 50). In seinen Augen ist dies die einzig wahre und eine dementsprechend gute Handlungsgrundlage, nach denen sich die Menschen (vernünftige Wesen) allgemein richten sollten. Dabei soll der Grundsatz, nach welchem ich selber handle gleichzeitig so sein, dass er für die anderen Menschen auch so gelten könnte. Der kategorische Imperativ prüft quasi, ob das Handeln auch gleichzeitig ein „Gesetz“ für alle werden könnte. Bei der praktischen Vernunft stehen im Prinzip, wie eben erörtert, das „Wollen“ und das „Handeln“ im Mittelpunkt. Kant bezieht sich hierbei allgemein auf den Willen des Menschen, welcher durch das moralische Gesetz bestimmt wird: *„Das moralische Gesetz also, so wie es formaler Bestimmungsgrund der Handlung ist, durch praktische reine Vernunft, so wie es zwar auch materialer, aber nur objektiver Bestimmungsgrund der Gegenstände der Handlung, unter dem Namen des Guten und Bösen, ist, so ist es auch subjektiver Bestimmungsgrund, d. i. Triebfeder, zu dieser*

Handlung, indem es auf die Sittlichkeit des Subjekts Einfluß hat, und ein Gefühl bewirkt, welches dem Einflusse des Gesetzes auf den Willen beförderlich ist“ (Kant 2010 (1788): 114). Unter dem Willen versteht Kant in diesem Sinn die praktische Vernunft (vgl. Kant 2011 (1785): 42), und wenn dabei *„die Vernunft den Willen unausbleiblich bestimmt, so sind die Handlungen eines solchen Wesens, die als objektiv notwendig erkannt werden, auch subjektiv notwendig, d. i. der Wille ist ein Vermögen, nur dasjenige zu wählen, was die Vernunft, unabhängig von der Neigung, als praktisch notwendig, d. i. als gut erkennt“* (ebd.). Der Mensch selbst entscheidet dabei, was ethisch das Richtige ist.

Allerdings sind wir nicht nur Vernunftswesen, sondern auch sinnliche Wesen, welche Bedürfnisse und Neigungen haben, die dabei nicht immer unbedingt mit den Voraussetzungen Moral übereinstimmen. Nach Kant ist es uns als endlichen Vernunftswesen allerdings nicht gewährt, moralische Vollkommenheit zu erreichen. Auf der anderen Seite verlangt aber das Sittengesetz auch von uns, dass wir trotzdem versuchen sollen, uns dem Ideal der Vervollkommnung möglichst weit anzunähern. Da der Mensch aber sterblich ist, ist logischerweise auch die Zeit, in der wir nach dieser Vollkommenheit streben können, begrenzt. Aber genau das ist mit der sittlichen Forderung, sich diesem Ideal in einem prinzipiell unendlichen Prozess der moralischen Vervollkommnung anzunähern, nicht in Einklang zu bringen. Aus diesem Grund haben wir als vernünftige Wesen einfach das praktische Bedürfnis, unter anderem an die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele zu glauben und sie für wahrzuhalten (vgl. Wittwer 2009: 37 f.). *„Also ist das höchste Gut, praktisch, nur unter der Voraussetzung der Unsterblichkeit der Seele möglich; mithin diese, als unzertrennlich mit dem moralischen Gesetz verbunden, ein Postulat der reinen praktischen Vernunft (worunter ich einen theoretischen, als solchen aber nicht erweislichen Satz verstehe, so fern er einem a priori unbedingt geltenden praktischen Gesetze unzertrennlich anhängt)“*, so Kant (Kant 2010 (1788): 179).

Die Postulate der reinen praktischen Vernunft, die sich aus der Ethik heraus ergeben, *„sind die der Unsterblichkeit, der Freiheit, positiv betrachtet (als der Kausalität eines Wesens, so fern es zur intelligibelen Welt gehört), und des Daseins Gottes. Das erste fließt aus der praktisch notwendigen Bedingung der Angemessenheit der Dauer zur Vollständigkeit der Erfüllung des moralischen Gesetzes; das zweite aus der notwendigen Voraussetzung der Unabhängigkeit von der Sinnenwelt und des Vermögens der Bestimmung seines Willens, nach dem Gesetze einer intelligibelen Welt, d. i. der Freiheit; das dritte aus der Notwendigkeit der Bedingung zu einer solchen intelligibelen Welt, um*

das höchste Gut zu sein, durch die Voraussetzung des höchsten selbständigen Guts, d. i. des Daseins Gottes“ (Kant 2010 (1788): 193).

Dem anfügend fasse ich noch einmal folgendes zusammen: Wie wir bereits festgestellt haben, gibt es keinen ausreichenden theoretischen Grund, der für die Existenz einer seelischen Substanz spricht. Allerdings lässt sich daraus auch nicht das Gegenteil beweisen, also ob es überhaupt Seelen gibt (vgl. Wittwer 2009: 38). *„Unter dieser Voraussetzung ist es nach Kant erlaubt, aufgrund unseres praktischen Bedürfnisses das Urteil, dass die Seele unsterblich ist, für wahr zu halten, weil diese Annahme nicht im Widerspruch zu dem Resultat der Kritik an den Paralogismen steht“ (ebd.).* Eine solche Behauptung, die an sich weder befürwortet noch entkräftet werden kann, aber aus einem vernünftigen praktischen Bedürfnis heraus als wahr angesehen wird, bezeichnet Kant als ein Postulat der praktischen Vernunft (vgl. ebd.). In meinen Augen streben wir dabei nach etwas „für uns Unerreichbarem“, nach einem Wissen, das wir nur mit Hilfe einer Illusion beziehungsweise einem Wunschbild erfassen und erstellen können.

An dieser Stelle möchte ich nun die philosophischen Vorstellungen zum Tod abschließen, denn nach Kant gab es keine weiteren wesentlichen Veränderungen mehr in Bezug auf die Einstellung zur Unsterblichkeit der Seele. Allerdings folgten im 19. und 20. Jahrhundert zwei interessante Entwicklungen, die noch kurz erwähnt werden müssen, da sich diese in meinen Augen auch in unserem gegenwärtigen Alltag noch weiter etablieren:

1. Der ganze Themenkomplex verliert innerhalb der philosophischen Thanatologie immer mehr an Relevanz. In Übereinstimmung mit Wittwer sehe ich die Ursachen vor allem darin, weil sich die Philosophie als Wissenschaft im Laufe der Zeit immer weiter von den religiösen Ansichten sowie den damit verbundenen Denkweisen der Kirche distanziert und dementsprechend von ihr abgelöst hat.
2. Ein weiterer Auslöser ist auch darin zusehen, weil andere Fachrichtungen, wie beispielsweise die Physiologie oder die Hirnforschung, viele neue Erkenntnisse in Bezug zur Unsterblichkeit eingebracht haben (vgl. Wittwer 2009: 39).

So haben die Neurowissenschaften (Nerven- und Hirnforschung) auch zahlreiche neue empirische Fakten und Ergebnisse aufgezeigt, die belegen, dass beispielsweise unsere

Bewusstseinsleistungen bestimmte neuronale Funktionen erfordern. Darüber hinaus können einzelne Leistungen nun auch ganz genau speziellen Regionen im Gehirn zugeordnet werden. All diese gewonnenen Erkenntnisse und Beobachtungen widersprechen nach Wittwer zum einen der Unabhängigkeit der geistigen Leistungen von körperlichen Voraussetzungen und zum anderen dem Argument der Einfachheit des Geistes (vgl. ebd.).

Am Ende zieht Wittwer noch ein wichtiges Resümee, dem ich mich voll und ganz anschließe: Nach dem heutigen aktuellen Wissensstand lassen sich weder empirische noch begriffliche Beweise und Erklärungen finden, die für Existenz und für die Unsterblichkeit der Seele sprechen. Genau aus diesem Grund müssen auch nicht die Gegner, sondern vielmehr die Befürworter der Unsterblichkeitslehre eindeutige Beweiskriterien an den Tag bringen und unter anderem auch folgende Fragen beantworten können:

1. Wie kann eine immaterielle Substanz an einem bestimmten Ort im Raum sein? Denn nur wenn dies möglich ist, kann man sagen, dass die Seele mit dem Körper verbunden ist.

2. Wie können überhaupt zwei verschiedene Substanzen, die sich von ihrer Struktur her grundsätzlich voneinander unterscheiden und daher verschiedenen Gesetzmäßigkeiten folgen, aufeinander einwirken?

Das heißt, wieso kann beispielsweise der materielle Körper auf die immaterielle Seele einwirken oder sie beeinflussen (und natürlich umgekehrt), obwohl sie beide nichts miteinander gemein haben und so verschieden sind?

3. Was spricht dafür, dass die Seele, die nach dem Tod fortexistieren würde, mit dem Menschen, der vor dem Tod aus Seele und Körper bestünde, personal identisch wäre?

Nur wenn dies in Zukunft von den Befürwortern der Unsterblichkeitslehre klar und deutlich belegt und somit beantwortet werden kann, dann wäre es auch möglich, von personaler Unsterblichkeit zu sprechen, so Wittwer (vgl. ebd.: 39 f.).

Die aktuelle Philosophie des 20. und 21. Jahrhunderts befasst sich derzeit mehr mit den in der Antike häufig anzutreffenden Fragen, etwa ob der Tod ein Übel für uns darstellt und falls ja, warum ist dies so? Außerdem soll weiterhin herausgefunden werden, ob es

vernünftig ist, den Tod an sich zu fürchten und wie wir uns ihm gegenüber verhalten. Auch die Kriterien für den Hirntod, mögliche technische Lebensverlängerungen und die Zulässigkeit der Todesstrafe werden heutzutage anstatt der Unsterblichkeit der Seele diskutiert (vgl. Wittwer 2009: 135).²⁷

*Die Sterblichen müssen alle sterben,
und keiner der Sterblichen weiß vom morgigen Tag,
ob er leben wird.*

*Unsicher ist den Weg des Schicksals zu gehen.
nicht lernbar und nicht erschließbar durch Technik.*

Euripides (um 485-406 vor Christus)

²⁷ An dieser Stelle verweise ich auf Katharina Lacina und ihr Buch „Tod“. Dort kann bei Interesse ab Seite 47 unter anderem die nähere Todeskonzeption des 20. Jahrhunderts nachgelesen werden.

4 Tod und Sterben im Wandel der Zeit

*Das Geheimnis des Lebens und
das Geheimnis des Todes
sind verschlossen in zwei Schatullen,
von denen jede den Schlüssel zur anderen enthält.*
(Mahatma Gandhi 1869-1948)

Wie einst Gandhi schon erkannte, hängen die beiden großen gegensätzlichen Eckpunkte Tod und Sterben in unserem Leben eng miteinander zusammen und beeinflussen sich gegenseitig. Zudem birgen sie aber in mancher Hinsicht auch heutzutage noch zahlreiche unentschlüsselte Geheimnisse in sich. Dennoch lässt sich dabei je nach Kontext der Gegenstand des Todes einfach und unkompliziert als ein gleiches Schicksal für alle, als ein bedeutungsloser Zwischenfall oder als ein Abschied vom Leben verstehen (vgl. Nassehi, Brüggem und Saake 2002: 63). Keiner kann sich ihm entziehen - er lässt sich höchstens durch den medizinischen Fortschritt etwas „herausschieben“. Obwohl er also immer da ist und wir um ihn wissen, sprechen wir nicht wirklich offen darüber und schenken ihm in diesem Sinne keine große Beachtung.

„Für den Menschen sind Sterben und Tod nicht einfach ein biologisches Faktum, sondern aufgrund der bewußten Reflexion über Bestimmung und Sinn seines Daseins ein existentielles Grundproblem“ (David 1987: 2002). Diese Definition aus dem Wörterbuch der Medizin bringt es genau auf den Punkt, denn der Tod und das Sterben (oder, wie Gandhi es einst nannte, das Geheimnis des Todes) stellen für uns Menschen ein existenzielles Grundproblem dar. Ob dies schon immer der Fall war und warum der Tod heute offensichtlich tabuisiert wird, soll im weiteren Verlauf geklärt werden.

In diesem Kapitel werde ich das Buch „Der Tod - Alles über Leben und Sterben“ von Constance Jones als Grundlage nutzen, da sie mit diesem Werk einen für mich sehr gelungenen, umfangreichen sowie kulturübergreifenden Überblick zur Thematik Tod und Sterben geschaffen hat. Die Autorin hat sich dabei mit verschiedenen Kulturen und Epochen ausgiebig auseinandergesetzt. Ihr Ziel war es herauszufinden, wie die jeweilige Gesellschaft dem Gegenstand des Sterbens und des Todes gegenübergetreten ist. Sie stellt in diesem Zusammenhang neben den wissenschaftlichen Disziplinen unter anderem auch zahlreiche Bestattungsrituale vor, geht auf verschiedene Religionen und geschichtliche

Aspekte ein. Auch der Tod in den unterschiedlichen Medien, das große Jenseits und das Abschiednehmen im Allgemeinen finden im dem Werk ihren Platz.

4.1 Frühes Mittelalter: Der Tod als ein kollektives Schicksal

Im Mittelalter war der Tod für die Menschen ein ständiger Begleiter. Er gehörte für sie ganz zweifelsohne und selbstverständlich zum Leben dazu wie in fast keiner anderen Epoche. Das lag unter anderem daran, weil diese Zeit besonders durch zahlreiche Kriege, gefährliche Seuchen und Krankheiten, Hungersnöte sowie eine sehr hohe Kindersterblichkeit geprägt war. Daran erkennt man deutlich, dass der Tod zum damaligen Leben einfach fest dazu gehörte und dass er daher von den Menschen auch angenommen wurde - die Menschen im Mittelalter wurden im Grunde auf Schritt und Tritt mit dem Tod konfrontiert. Parallel dazu wurden sogar Gefühle wie Angst und Trauer als unangebracht und gegenstandslos betrachtet, weil der Tod unter anderem aufgrund von allgemeinen Nöten sowie vorherrschenden schweren Zeiten von den meisten Menschen eher als eine Erlösung angesehen wurde. Zudem war auch die allgemeine Lebenserwartung der Menschen damals so gering, dass sie den Tod stets vor Augen hatten. So wurde beispielsweise bei Säuglingen und Kleinkindern schon von im Vorfeld damit gerechnet, dass sie sterben und somit die ersten Lebenswochen beziehungsweise Lebensjahre nicht überleben werden.

Für die Menschen im frühen Mittelalter waren außerdem die Gemeinschaft und die damit verbundene Zusammengehörigkeit sehr viel wichtiger als der Einzelne. Deshalb wurde beim Verlust eines einzelnen Menschen auch nicht übermäßig getrauert.

Damals war der Tod für die mittelalterlichen Menschen in der Regel qualvoll und lang, ein plötzlich eintreffender Tod stellte eher die Ausnahme dar. Sogar die im Krieg schwer verletzten Soldaten hatten zumeist noch genügend Zeit, um sich entsprechend auf den Tod vorzubereiten. So legten sie zum Beispiel als erstes ihre Rüstungen ab und wandten sich mit ihrem Gesicht in Richtung Jerusalem. Dabei verschränkten sie ihre Arme vor dem Oberkörper und sagten ihre letzten Gebete auf. Die Sterbenden wurden häufig auch noch von einem Priester begleitet. Dieser nahm ihnen dann die letzte Beichte ab oder befreite sie von ihren Sünden. Danach erst versanken die Menschen, egal ob Soldat oder einfacher Bürger, in ein Schweigen und warteten auf den Tod.

Der Tod war eine öffentliche Angelegenheit und wurde nicht als das Schicksal des Einzelnen, sondern mehr als ein gemeinschaftliches Ereignis verstanden. *„Alle Menschen starben, und alle nahmen an den Todesritualen teil“*, so Jones ergänzend dazu (Jones

2000 (1997): 25). Ist der Mensch dagegen schnell verstorben, wurde das zu dieser Zeit vorherrschende Muster des gemeinschaftlichen Betroffen- und Einbezogeneins gebrochen. Das plötzliche Sterben bedeutete ferner auch, einsam und allein zu sterben, da weder jemand die letzten Gebete des Sterbenden hören noch seine letzten Anweisungen entgegennehmen konnte. Durch den christlichen Glauben, der in dieser Zeit in Europa dominierte, wurde der Tod von einem Großteil der Menschen auch eher als eine Phase der Erleichterung, der Erlösung sowie des Friedens verstanden, da die Kirche eine Auferstehung der Toten zusicherte.

Die Beerdigungen fanden zunächst außerhalb der Städte statt, wurden auch sehr anspruchslos und einfach abgehalten. Dies änderte sich etwa ab dem sechsten und siebten Jahrhundert, als sich das klösterliche Leben sowie ein Kult um Märtyrer entwickelten. Die Grabstätten der Märtyrer wurden dabei allmählich zu heiligen Pilgerstätten. Immer mehr Menschen wollten daraufhin in deren Nähe begraben sein, da sie dies als eine Art zusätzliche Garantie für ihr Leben nach dem Tod ansahen.

Etwas später entstanden auch die sogenannten Beinhäuser, in denen die Toten beerdigt wurden und ihre letzte Ruhe finden konnten. An den Wänden dieser Beinhäuser standen oft Sätze wie „Wir sind überall vom Tod umgeben“, was tatsächlich auch so gemeint war, denn an diesen Orten traf man sich außerdem auch, um Geschäfte mit anderen abzuschließen, zu tanzen, zu spielen und zu singen. An alldem ist sehr deutlich zu erkennen, dass der Tod ein kollektives Schicksal war und nicht etwas, vor dem man sich fürchten musste oder gar Angst hatte. Unterstützt wurde diese Haltung der Menschen zum Tod zusätzlich durch den verbreiteten Glauben an eine Wiederauferstehung.

4.2 Spätes Mittelalter und Renaissance: Die Todesangst des Einzelnen

Ungefähr ab dem zwölften Jahrhundert begannen sich nun schrittweise die mittelalterlichen Ansichten und Denkweisen gegenüber dem Tod zu verändern. Mittlerweile hatten immer mehr Teile der Bevölkerung einen besseren Zugang zu den römischen und griechischen Schriften der Philosophen. In diesem neuen Zeitalter der Entdeckung erforschte man zunehmend neue Kulturen und andere Kontinente, wodurch bestehende intellektuelle sowie geographische Hindernisse und Behinderungen abgebaut wurden. Dies zog als Folge gleichzeitig die Entwicklung eines neuen Selbstbewusstseins mit sich. Das bedeutete natürlich auch, dass die Menschen nun nicht mehr vollkommen von dem Versprechen der Kirche auf eine gemeinschaftliche Auferstehung nach dem Tod überzeugt waren. Stattdessen bildete sich das Konzept einer göttlichen Bilanz heraus, die

jeweils nach dem Ableben des Einzelnen erstellt wurde. Daraufhin veränderten sich die bis dahin bestehenden Ansichten und Bilder vom Tod deutlich. Er wurde nun von Ängsten und nicht mehr wie einst von Gefühlen wie Frieden und Ruhe begleitet. Diese neu entstandene Grundhaltung gegenüber dem Tod wurde zusätzlich noch durch das rapide Ansteigen von Seuchen, vor allem der Pest, bekräftigt (Abbildung 1).

Abbildung 1: Die große Pestwelle



Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts hatte die erste Welle der Pest ganze Familien, Dörfer und Städte ausgelöscht. Insgesamt starb etwa ein Drittel der ganzen europäischen Bevölkerung. Die Krankheiten wurden zu dieser Zeit vor allem als eine Art Strafe Gottes für die begangenen Sünden angesehen, und dadurch wuchsen die Ängste der Menschen noch weiter an. Aufgrund dessen beschäftigte man sich jetzt immer mehr mit der Frage nach dem Seelenheil und dem göttlichen Gericht über die Seelen. *„In dem Maße, in dem sich der Individualismus stärker durchsetzte, wurde die gesellschaftliche Gemeinschaft zunehmend durch die Familie verdrängt und ersetzt. Parallel dazu bekam der Tod einen dramatischen, tragischen Beigeschmack und wurde in der Tat ein die Kultur regelrecht in Beschlag nehmendes Thema. Die Aussicht auf ein individuelles göttliches Gericht nach dem Tod wurde noch erschreckender, wie die Bilder vom Himmel und Hölle zeigen, die*

²⁸ **Quelle:** <http://www.biotechnologie.de/BIO/Redaktion/Bilder/de/Newsfotos/schwarzer-tod,property=bild,bereich=bio,sprache=de.jpg>, verfügbar am 07.06.2013.

in der Kunst und Literatur jener Zeit zu finden sind“ (Jones 2000 (1997): 27 f.) (Abbildung 2).

Abbildung 2: Allgemeine Vorstellung von Himmel und Hölle



29

An alldem ist sehr gut zu erkennen, dass dem Verlauf des Sterbens nun eine wesentlich größere Aufmerksamkeit entgegengebracht wurde. Die Menschen glaubten beispielsweise auch, dass über dem sterbenden Menschen Dämonen und Engel schwebten, die gemeinsam um dessen Seele kämpften (Abbildung 3).

Damit das endgültige Seelenheil letztendlich überhaupt erreicht werden konnte, mussten als erstes alle irdischen Rechnungen beglichen werden. Deshalb war es kurz vor dem Tod auch absolut üblich, sich für sein Leben und für sein Verhalten auf Erden zu rechtfertigen. Daneben gehörte es mittlerweile zur üblichen Todesbettszene, dass man Buße tat und Reue zeigte sowie dass man sein Hab und Gut vererbte beziehungsweise an Andere spendete.

²⁹ **Quelle:** <http://www.derwegderwoelfe.de/Himmel%20und%20Hoelle.jpg>, verfügbar am 07.06.2013.

Abbildung 3: Dämonen und Engel kämpfen um die Seele



Während der Jahre, in denen die Pest in der Bevölkerung „wütete“, wurde der Tod von vielen Ängsten, Sorgen und Tabus begleitet. Seit dieser Zeit wurden die Toten auch verhüllt, vor den Augen der Lebenden verborgen und eingesargt. Zudem entstand der Brauch, die Toten durch Skulpturen und Totenmasken vor sowie nach seinem Tod darzustellen, denn diese *„veranschaulichten detailliert den körperlichen Verfall und waren somit ein Mahnmal der Sterblichkeit und der unabwendbaren Verantwortlichkeit, die der einzelne für sein Schicksal trug“* (Jones 2000 (1997): 28). Darüber hinaus wurde auf den Grabsteinplatten auch aus dem Leben des Verstorbenen berichtet.

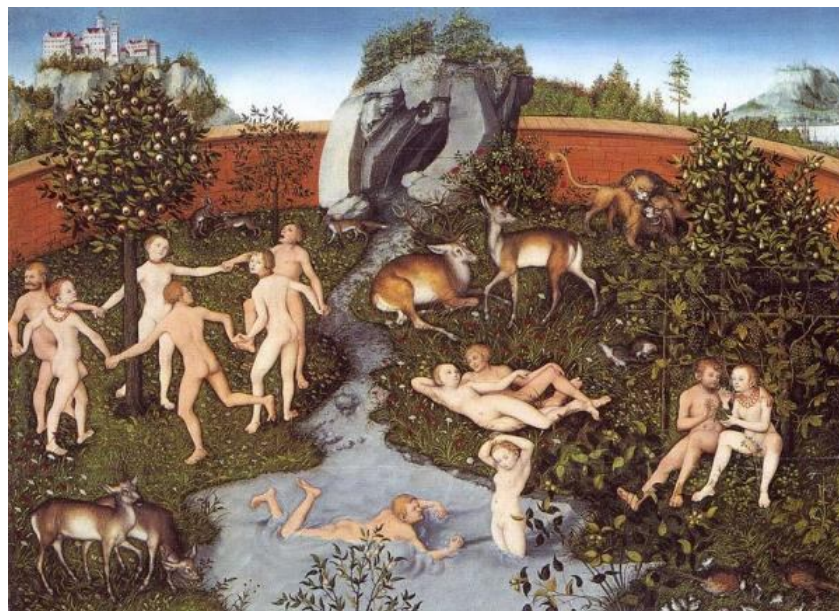
4.3 Industriezeitalter: Wissenschaft, Glaube und Familie

Die Menschen wurden bis zum Ende der Renaissance noch sehr von ihren Ängsten um den eigenen Tod gelenkt und verfolgt. Man sah ihn auch weiterhin als etwas Entsetzliches und Willkürliches an. Ebenso zweifelte man am eigenen Seelenheil. Aber ungefähr ab 1700 wandelte sich zunehmend die Sichtweise vom eigenen Tod auf den Tod der anderen. Zwischenmenschliche und mit Leidenschaft verbundene Beziehungen, zum Beispiel zwischen den Eltern und ihren Kindern oder zwischen zwei sich Liebenden, entwickelten sich verstärkt zu einem anerkannten und wichtigen Teil im gesellschaftlichen Alltagsleben heraus. Der Tod jedoch löste diese liebevoll gestalteten Beziehungen auf und wurde aus diesem Grund als noch schlimmer wahrgenommen als er

ohnehin schon war. Daneben wurde er aber gleichzeitig als romantisch und erotisch angesehen. Die Menschen hofften sehnlichst darauf, dass sie später im Himmel wieder gemeinsam miteinander vereint sein würden. Indem der Mensch sich im Prinzip mehr und mehr auf das Schicksal seiner Mitmenschen konzentrierte, versuchte er, besser mit der eigenen ewigen Verdammnis fertigzuwerden.

Der Tod wurde seitdem sozusagen als eine Art Vorspiel für die spätere Wiedervereinigung mit den verstorbenen Familienangehörigen im Himmel gesehen. *„Statt wie ihre puritanischen Vorfahren das Höllenfeuer und den Schwefel zu fürchten, verglichen Romantiker des achtzehnten und frühen neunzehnten Jahrhunderts den Tod mit dem Entfallen eines Schmetterlings aus seiner Puppe. Totenbettszenen à la Romeo und Julia avancierten zu hochdramatischen Ereignissen und boten die Gelegenheit für einen letzten Austausch schöner Intimitäten“* (ebd.: 29) (Abbildung 4).

Abbildung 4: Vorstellungen von dem, was im Industriezeitalter nach dem Tod folgt



Durch kunstvolle Trauerzeremonien und spezielle Gedenksteine für die Verstorbenen versuchte man im neunzehnten Jahrhundert, in Europa und Nordamerika die Trauer sowie den damit verbundenen Schmerz des Verlustes zu vermindern. Man verehrte die Verstorbenen generell mit aufwendig verzierten Statuen und Grabmälern. Außerdem begann man, die Friedhöfe in einladende Parks umzugestalten.

³¹ **Quelle:** <http://www.allmystery.de/dateien/mg61477,1269614636,Goldenes-Zeitalter-1530.jpg>, verfügbar am 07.06.2013.

Die Mehrheit der Menschen starb damals noch im Kreise der Familie, und die Totenwachen an den Särgen waren mit gesellschaftlichen Ereignissen verbunden. Typisch für diese Zeit war es auch, dass man aus den Haaren der Verstorbenen Andenken, wie beispielsweise Ketten, Ohrringe oder sonstige Schmuckstücke, anfertigte (Abbildung 5).

Abbildung 5: Armanduhr und Kette aus dem Haupthaar der Verstorbenen



32

Die Viktorianer führten neue Bräuche und Riten in die Gesellschaft ein. So war es für sie unter anderem eine Selbstverständlichkeit, dass die Hinterbliebenen des Verstorbenen nach der Beerdigung einen Monat zu Hause blieben und im darauf folgenden Jahr alle anstehenden Feste vermieden. Auch die Modeindustrie beteiligte sich an dieser neuen Entwicklung, denn sie hatte extra für diesen Anlass neue Trauerbekleidung entworfen. So trug man im ersten Jahr schwarze Kleidung, dann purpurrot und schließlich grau.

Nach und nach entwickelte sich daraus auch unsere moderne Einstellung im Umgang mit dem Tod. Durch zahlreiche Fortschritte und Neuerungen im medizinischen Bereich war es nun möglich, die vorherrschenden Krankheiten besser zu bekämpfen und den Tod somit immer weiter hinauszuschieben. Allerdings hatte dies, genauso wie eine Medaille, zwei Seiten, denn so gut wie dieser Fortschritt auch sein mag, desto schlimmer wurde er im gleichen Atemzug für die damalige Bevölkerung. Das heißt, da die Krankheiten nun wesentlich länger andauerten, wurden sie logischerweise auch als noch sehr viel angsteinflößender angesehen. Durch diese sich vergrößernde Furcht erhielt nun auch der

Tod eine üble und zugleich abstoßende Dimension. *„Der Begriff der Intimsphäre kam auf, auf die der Einzelne und die Familie einen Anspruch hatten. Trauern oder auch nur ein offenes Gespräch über den Tod zu führen, wurde nun weitaus weniger akzeptabel“* (Jones 2000 (1997): 30).

4.4 Modernes Zeitalter: Meidung und Leugnung

In unserer heutigen modernen Gesellschaft sterben die Menschen nicht mehr wie einst im Kreise ihrer Familie, sondern zunehmend in Krankenhäusern oder in „ähnlichen“ Einrichtungen. Der Tod ist daher für uns in gewisser Weise unsichtbar geworden, da wir nicht mehr so direkt mit ihm konfrontiert werden. Anders sieht es dagegen in den Entwicklungsländern aus, wo der Tod noch eine tagtägliche Begebenheit ist und somit auch einen festen Platz im Alltagsleben der Menschen einnimmt. Bei den armen Brasilianern beispielsweise ist der Tod von Kindern sogar so häufig, dass er einfach so und ohne große Trauer hingenommen wird.

Der Tod stellt aus der Sicht unserer Gesellschaft und der Wissenschaft einen biologischen Übergang dar, der möglichst schmerzlos zu gestalten ist. Durch die ständigen Neuerungen im Bereich der Medizin ist es auch möglich geworden, unerträgliche Leiden und Schmerzen einzuschränken. Trotz zahlreicher Fortschritte und Veränderungen bleibt die Angst vor dem Lebensende bei den Menschen weiterhin bestehen. Viele fürchten sich besonders davor, einsam, allein und unpersönlich in einem Krankenhaus zu sterben. *„Angesichts der heutigen Mobilität der Bevölkerung und der demographischen Verschiebungen kann sich der Glaube an die Gemeinschaft und die Unterstützung seitens der Familie als flüchtig und vergänglich erweisen. Die Religion bietet immer weniger Menschen Trost. Viele können die Bedeutung des Lebens oder Todes nicht mehr ermessen. Mit weniger Ritualen, auf die man sich stützen kann, mit dem Mangel an Gewissheit über ein Leben nach dem Tod und mit weniger Trost, der von geliebten Menschen gespendet wird, ist das Sterben [...] in der Tat schwierig und problematisch geworden“* (ebd.: 31).

Auch was die Beerdigungszeremonien allgemein angeht, fand ein deutlicher Wandel statt. Im Vergleich zu früher sind diese heutzutage oftmals nur noch kurze und diskrete Angelegenheiten, welche zudem meist nur noch von Fachkräften als von den eigenen Familienangehörigen organisiert und durchgeführt werden.

Parallel dazu hat sich auch die „Friedhofslandschaft“ von der Struktur her verändert. Das heißt, neben schlichten Grabsteinen und kleinen Namensplatten sind kaum noch liebevoll

verzierte Grabmäler oder schicke Skulpturen wie einst zu finden. Oft wissen Angehörige und Freunde des Verstorbenen auch nicht mehr, was sie sagen oder tun sollen, da sie es nicht mehr gewohnt sind, mit dem Tod umzugehen. Jones fügt dem noch ergänzend hinzu, dass auch Kinder heutzutage meist außenvorgelassen werden und dass versucht wird, den Tod vor ihnen zu verbergen. So werden Kinder beispielsweise kaum zu Beerdigungen oder Trauerfeiern mitgenommen.

An all diesen Punkten ist deutlich zu erkennen, wie distanziert wir uns gegenüber dem Tod verhalten und wie wir ihn aus unserem Leben verdrängen. Kurz gesagt, wir sind es nicht mehr gewohnt, mit dem Tod (angemessen) umzugehen. Er scheint in unserer modernen Gesellschaft eher etwas Anstößiges zu sein, und das kann für beide Seiten, das heißt sowohl für den Sterbenden als auch für die Hinterbliebenen, zur Folge haben, dass sie sich gleichermaßen isoliert fühlen können.

4.5 Zwischenfazit

An diesem dargestellten Querschnitt sieht man deutlich, wie sich die Bilder und die Umgangsformen gegenüber dem Tod im Laufe der Jahrhunderte verändert haben sowie dass sie stark vom „Denken und Geschehen“ der jeweiligen Kultur beeinflusst werden und sich nur langsam ändern. Die Menschen haben sich immer an gesellschaftliche Denk- und Gefühlsmuster angepasst - sie wurden sozusagen dadurch „geformt und geprägt“. *„Der Tod ist nicht nur die Privatsache des Betroffenen. Er steht im Zusammenhang unseres öffentlichen Lebens insgesamt. [...] Unser Dasein individualisiert sich auf allen Gebieten, während das Sterben zunehmend kollektiv und anonym geschieht [...]“* (Zink 1984: IX).

Da sich der Tod heutzutage aus dem Kreis der Familie gelöst sowie sich in Krankenhäuser, Pflegeheime und ähnliche Einrichtungen verlagert hat, ist er für uns in gewisser Weise auch unsichtbar und fremd geworden. Deshalb glaube ich unter anderem auch, dass der Tod von uns ausgegrenzt und tabuisiert wird. Es ist darüber hinaus aber auch normal, wenn man sich von etwas „Fremden“ abwendet und sich distanziert hält. Fremdes löst erfahrungsgemäß meist Unsicherheit und Angst aus. In aktuellen psychologischen Untersuchungen hat man in diesem Zusammenhang herausgefunden, dass sich die Angst vor dem Tod oft in den nachfolgenden Verhaltensweisen äußert: Entweder wird der Tod von den Menschen abgelehnt und verleugnet, seine Selbstverständlichkeit rationalisiert oder aber sein Eintreten einfach so verdrängt (vgl. Schwikart 2010: 10).

Abgesehen davon spendet die Religion heute auch immer weniger Menschen Trost und Hoffnung, denn die Zahl der Nichtgläubigen in Deutschland hat deutlich zugenommen. Laut den aktuellen Ergebnissen des Religionsmonitors 2013, der von der Bertelsmann-Stiftung durchgeführt wurde, halten sich derzeit nämlich nur noch 57 Prozent der deutschen Bevölkerung als *religiös*. Im Vergleich dazu lag dieser Anteil im Jahr 2007 noch bei 70 Prozent. Als *gar nicht religiös* betrachten sich heute 23 Prozent der Deutschen und 22 Prozent bezeichnen sich sogar als *Atheisten*. 2007 wiesen dagegen 28 Prozent *keine religiösen Dimensionen* auf (vgl. Bertelsmann Stiftung 2007: o. S. und Vopel 2013: 8).³³ Gründe dafür sind gemäß den Ergebnissen des Religionsmonitors 2013 unter anderem darin zu sehen, weil die Menschen im Laufe der Jahrzehnte immer weniger religiös erzogen wurden. Das zieht automatisch nach sich, dass diese Generationen die Religion weitaus weniger wichtig empfinden als die älteren Menschen und sie diese daher auch kaum oder gar nicht in ihren Alltag integriert haben. Zudem wird gegenwärtig auch davon ausgegangen, dass eine Wiederbelebung der Religion im traditionellen Sinn eher unwahrscheinlich ist (vgl. Vopel 2013: 9).³⁴

³³ **Bertelsmann Stiftung** (2007): Jeder fünfte Bundesbürger ist ein hochreligiöser Mensch, URL: http://www.bertelsmann-stiftung.de/cps/rde/xchg/SID-D71FFA2A-21B861A8/bst/hs.xsl/nachrichten_84470.htm?drucken=true&, verfügbar am 15.06.2013.

Vopel, Stephan (2013): Religionsmonitor 2013. Verstehen was verbindet, URL: http://www.bertelsmann-stiftung.de/cps/rde/xbcr/SID-F4A4528F-8C03D8BB/bst/xcms_bst_dms_37711_37719_2.pdf, verfügbar am 15.06.2013.

³⁴ **Vopel, Stephan** (2013): Religionsmonitor 2013. Verstehen was verbindet, URL: http://www.bertelsmann-stiftung.de/cps/rde/xbcr/SID-F4A4528F-8C03D8BB/bst/xcms_bst_dms_37711_37719_2.pdf, verfügbar am 15.06.2013.

5 Verhältnis von Religion und Tod

*Die Religionen sind wie Leuchtwürmer;
sie bedürfen der Dunkelheit, um zu leuchten.*

(Arthur Schopenhauer)

Wie bereits im letzten Kapitel erwähnt, hat sich die Einstellung gegenüber dem Tod im Laufe der verschiedenen Epochen verändert. Zudem wurden verschiedene Gründe aufgezeigt, warum der Tod in unserer modernen Gesellschaft aus dem Leben verdrängt und tabuisiert wird. In diesem Zusammenhang wurde unter anderem darauf verwiesen, dass die Religion heutzutage immer weniger Menschen Trost und Hoffnung spendet. Im Folgenden soll nun ein genauerer Blick in die fünf Weltreligionen geworfen werden, um herauszufinden, wie diese dem Gegenstand des Todes gegenüber treten.³⁵ Es soll darüber hinaus auch dargestellt werden, in welcher Beziehung Religion und Tod zueinander stehen sowie wie die verschiedenen Religionsgemeinschaften es offensichtlich (einst) geschafft haben, den Tod angemessen in das Leben zu integrieren.

5.1 Das Judentum

Das Judentum ist die älteste der fünf Weltreligionen. Für seine Anhänger spielt das Jenseits eine untergeordnete Rolle, da sie ihr Leben mehr auf das Diesseits ausgerichtet haben. Daher wird man in dieser Religion auch nur einfache Bestattungszeremonien ohne besondere Toten- und Gräberriten finden (vgl. Weiland 2005: 313 f.). Da die Juden der Ansicht sind, dass alle Menschen vor Gott gleich sind, macht deshalb ein großer Aufwand in ihren Augen auch keinen Sinn (vgl. Ehrlich 2005 (2004): 92). „*Nackt kam ich hervor aus dem Schoß meiner Mutter; nackt kehre ich dahin zurück. Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen*“ (Hiob 1,2; zit. n. ebd.). Ein jüdisches Sprichwort besagt zudem, dass eine gewissenhafte Vorbereitung auf den Tod eine Garantie für ein langes Leben ist. Die Menschen sollen ihr Dasein so lange wie möglich genießen, sich an ihm erfreuen und dabei auch ihre täglichen Aufgaben erfüllen. Allerdings sollten sie den Tod dabei stets vor Augen haben und auch jederzeit bereit sein zu gehen. Darüber hinaus bereiten sich die Juden auch schon zu Lebzeiten praktisch auf ihren Tod vor. Das heißt,

³⁵ Im Anhang 1 sind als Ergänzung noch zwei Grafiken zu finden: Zum einen die Verteilung der Religionen der Welt und zum anderen die Religionsgemeinschaften in Deutschland.

An dieser Stelle muss der Vollständigkeit halber noch erwähnt werden, dass die Umgangsweisen mit dem Lebensende, dem Tod sowie den Trauerritualen innerhalb einer Religion von Kultur zu Kultur teilweise voneinander abweichen. Das heißt, es gibt immer nationale und regionale Besonderheiten in Bezug auf das Lebensende.

sie setzen ihr Testament auf, suchen sich ihr Grab aus und sind sich stets ihrer Sünden bewusst. Zudem legen sie ihr Totenhemd, welches sie von der Braut bereits zur Hochzeit bekommen haben, zurecht (vgl. Schwikart 2010: 24).

Es ist in dieser Religionsgemeinschaft üblich, dass der Sterbende bis zu seinem Tod begleitet wird und dass man im Augenblick des Todes das *schma isreal* betet (vgl. Weiland 2005: 314). Mit einer kleinen Flaumfeder, die danach auf die Oberlippe des Verstorbenen gelegt wird, vergewissert man sich, ob der Tod tatsächlich eingetreten ist. Ist dies der Fall, dann wird es mit den Worten „*Gepriesen sei, der richtet in Wahrheit!*“ laut an alle Anwesenden verkündet. Danach werden vorsichtig die Augen und der Mund des eben Verstorbenen geschlossen. Um ihm noch einmal den letzten Respekt zu erweisen, wird er nach dem Eintritt des Todes auch nicht mehr allein gelassen. Das heißt, bis zu seiner Bestattung ist immer jemand an seiner Seite und bewacht ihn. Außerdem werden nun alle sich im Raum befindenden Spiegel abgedeckt. Damit soll vermieden werden, dass man zwei leblose Körper auf einmal sieht. Damit auch die anderen Bewohner im Haus vom Tod ihres Nachbarn erfahren, werden nun alle „stehenden“ Wasserquellen entleert (vgl. Ahorn AG 2013: o. S.).³⁶

Die ganze jüdische Gemeinde unterstützt die Hinterbliebenen in dieser schweren Zeit und hilft ihnen ehrenamtlich bei der Vorbereitung sowie der Organisation der gesamten Trauerfeier. Dazu gehört auch die traditionell ablaufende Reinigung des Toten. Während dieser mit lauwarmem Wasser gewaschen wird, werden Worte aus der Thora gesprochen. Anschließend wird ihm noch das einfach gestaltete Sterbegewand übergezogen (vgl. ebd.).

Die Beerdigung sollte allgemein innerhalb von 24 Stunden stattfinden. Auch hier müssen einige Dinge beachtet werden. So dürfen die Juden beispielsweise nicht verbrannt werden, da dies einerseits als etwas Unnatürliches angesehen wird und es andererseits dem Körper dadurch dann auch nicht mehr möglich ist, in seine ursprüngliche Form zurückzukehren und zu Erde zu werden. Darüber hinaus darf das Begräbnis weder an einem Feiertag noch am heiligen Sabbat stattfinden (vgl. ebd.). Ein großer Wunsch der Juden besteht außerdem darin, direkt in Jerusalem beigesetzt zu werden. Das liegt daran, weil der Messias die Menschen dort als erstes wieder auferstehen lässt. Da sich dieser Wunsch aber nicht immer umsetzen lässt, wird den an anderen Orten begrabenen Toten

³⁶ **Ahorn AG** (2013): Die Bestattungskultur des Judentums, URL: <http://www.tod-und-glaube.de/judentum.php>, verfügbar am 23.06.2013.

als Beigabe etwas Erde aus Israel unter den Kopf gelegt. Dadurch sollen die Sünden erlassen werden (vgl. ebd.).

Nachdem der Sarg mit Erde bedeckt und ein spezielles Gebet gesprochen wurde, reißen sich die Trauergäste als Zeichen ihrer Trauer ein Stück Stoff aus ihrer Kleidung heraus. Ist die ganze Zeremonie beendet, waschen sich die Trauernden beim Verlassen des Friedhofes noch die Hände. Allerdings werden diese dann nicht abgetrocknet, sondern trocknen an der Luft. Auf diese Weise soll die Erinnerung an der Verstorbenen verlängert werden (vgl. ebd.).

Im Anschluss an die Beerdigungszeremonie findet eine intensive *dreiperiodige Trauerphase* statt, welche aber heutzutage nicht mehr so streng wie früher umgesetzt wird. Traditionell betrachtet dienen die ersten *sieben Tage* nur dem Weinen und Klagen. Die Angehörigen des Verstorbenen ziehen sich während dieser Zeit auch vollkommen aus dem öffentlichen Leben zurück. Die Verwandten ersten Grades sind sogar von allen religiösen Pflichten entbunden. Des Weiteren ist es ihnen auch verboten, sich zu waschen, sich die Haare zu schneiden, die Kleidung zu wechseln, Schmuck zu tragen, arbeiten zu gehen sowie Wein und Fleisch zu sich zu nehmen. Die erste Mahlzeit danach, wird von Freunden oder Verwandten gereicht und besteht oft nur aus einfachem Brot mit Eiern. Diese Stärkungsmahlzeit beziehungsweise diese Mahlzeit der Erleichterung gilt als Symbol des Lebenskreislaufes (vgl. Weiland 2005: 315 f.).

In den sich anschließenden *30 Tagen* findet dann die eigentliche Trauer für alle Hinterbliebenen statt. Lediglich am Sabbat werden die Gefühle des Schmerzes und des Kammers kurzzeitig unterbrochen. Während des ganzen Zeitraumes wird für den Verstorbenen Tag und Nacht auch ein Licht angezündet. Daneben darf es im Trauerhaus weder nach Parfüm noch nach Kerzen riechen. Nach Ablauf dieses Monats gilt die Zeit der Trauer dann offiziell als beendet. Für verstorbene Eltern und Kinder gibt es dagegen eine andere Regelung. Das heißt, beim Tod eines Elternteils darf sogar insgesamt ein Jahr lang öffentlich an sie gedacht und um ihren Verlust getrauert werden. Ist das eigene Kind verstorben, dann trauern und klagen die Eltern üblicherweise noch bis zum Ende des laufenden jüdischen Kalenderjahres. Die Tradition besagt darüber hinaus, dass die Angehörigen in dieser Zeit auch keine Feste besuchen oder zum Vergnügen ausgehen dürfen (vgl. ebd.: 316). Sind diese drei Trauerphasen schließlich vorüber, dann ist eine öffentliche Trauer nicht mehr erwünscht. Lediglich am jährlichen Todestag zündet die Familie für den Verstorbenen noch ein Licht an. Außerdem wird jetzt ein Grabstein oder eine Grabplatte auf dem Friedhof aufgestellt. Da man die Toten aber generell nicht in

ihrer Ruhe stören will, werden die Gräber insgesamt auch nur einmal belegt und nicht weiter bepflanzt. Zudem wird bei jedem Besuch anstatt frischer Blumen nur ein kleiner Stein auf das Grab gelegt, um an den Toten zu denken (vgl. Ahorn AG 2013: o. S.).³⁷

5.2 Der Hinduismus

Der Hinduismus zählt zu den polytheistischen Religionen. Das bedeutet, dass die Hindus nicht nur an einen einzigen Gott glauben, sondern eine Vielzahl von Göttern anbeten. Eine weitere Besonderheit besteht darin, dass der Hinduismus keine Gründergestalt hat. Oft wird daneben auch behauptet, dass er eigentlich gar keine richtige Religion sei, da er sich aus unzähligen religiösen Glaubenssystemen zusammensetzt (vgl. Schwikart 2010: 91).

Der Hinduismus sieht den Menschen als einen Teil eines geordneten Systems, in welchem jeder mit dem anderen verbunden und verwandt ist. Dies gilt auch in Bezug auf die bereits Verstorbenen und für diejenigen, die erst nach ihm geboren werden. Diese Religion ist im Grunde als eine Art Lebensphilosophie zu verstehen, die sich in religiösen Riten und Bräuchen ausdrückt (vgl. ebd.: 91 ff.). So betrachten die Hindus den Tod und das Leben beispielsweise auch als Teil eines ewigen und mit Leid bestückten Kreislaufs. Das Leben wird dabei meist transformiert³⁸ und nicht vollkommen ausgelöscht. Man geht nach dem Tod also lediglich in eine andere Daseinsform über. Ziel der Hindus ist es, diesen Kreis der unendlichen Wiedergeburten (*Samsara*) eines Tages zu durchbrechen. Um aber daraus erlöst zu werden, ist es zum einen wichtig, dass man zu Lebzeiten möglichst viele gute Taten und Dienste vollbringt. Das heißt, man sammelt gutes Karma an, damit man einen positiven Einfluss auf die Wiedergeburt nehmen kann. Zum anderen sollen spezielle religiöse Toten- und Ahnenkulte, die von den Angehörigen nach dem Tod des Verstorbenen durchgeführt werden, unterstützend dabei helfen (vgl. Weiland 2005: 303 f.). Durch jeden Tod kann man seinem Wunsch nach Erlösung im Prinzip immer einem Schritt näher kommen.

Ist der Tod eines Hindus schließlich eingetreten, dann wird er der Tradition nach mit Mantras und Gebeten besungen, danach gewaschen, und seine Füße werden in mit Gangeswasser angefeuchteten Tüchern eingehüllt. Zudem zieht man dem Verstorbenen rotgoldene Gewänder an und legt ihn auf eine Bambustrage. Der Ort, an welchem der

³⁷ Ahorn AG (2013): Die Bestattungskultur des Judentums, URL: <http://www.tod-und-glaube.de/judentum.php>, verfügbar am 23.06.2013.

³⁸ Dabei kann man beispielsweise als Mensch, aber auch als Tier, Pflanze oder Mineral wiedergeboren werden.

Tote die ganze Zeit lag, wird nun gereinigt, mit Kuhmist ausgelegt und mit Blumen bedeckt. Dem folgend legt man noch Basilienkraut-Blätter, Kuda-Gras und Goldstücke auf den Mund sowie die anderen Leibesöffnungen des Dahingeshiedenen. Auf diese Weise soll die Unvergänglichkeit ausgedrückt werden. Als letztes wird der leblose Körper mit einem Stein beschwert, damit die Seele nicht schon aufsteigt, bevor sie angemessen rituell vorbereitet ist (vgl. ebd.: 304 f.). Schwikart hält ergänzend daran noch die allgemeine Vorstellung der Hindus zum Vorgang des Todes wie folgt fest: „*Wie ein Mann abgetragene Kleider ablegt und andere, neue anzieht, so legt auch die Seele die abgetragenen Körper ab und geht in andere, neue ein*“ (Schwikart 2010: 96). An dieser Stelle ist deutlich zu erkennen, dass die Hindus den Menschen als ein aus Körper und Seele zusammengesetztes Wesen verstehen. Während die (persönliche) Seele später in einem anderen Lebewesen wiedergeboren wird, löst sich der Leib mit dem Tod wieder in die fünf Grundelemente (Feuer, Wasser, Wind, Erde und Raum) auf. Er wird quasi zu dem, was er einst war, und kehrt damit zum Ursprung zurück (vgl. Weiland 2005: 304). Da Feuer und Wasser besondere Elemente sind und gemeinsam einen Kreislauf bilden, werden die Leichen in dieser Religion auch verbrannt. Durch die Einäscherung reist der Tote dann mit Hilfe des Rauches in die Väterwelt. Von dort aus gelangt er mit dem Regen über die Pflanzen wieder in die Nahrungskette. Auf diese Weise sollen die Menschen gestärkt und zur Zeugung befähigt werden. Das Feuer spielt dabei eine wichtige Rolle, denn es steht nicht nur für die Schöpfung sondern auch für die Unsterblichkeit (vgl. ebd.: 305).

Im Hinduismus ist es üblich, dass die Toten vor der Verbrennung noch drei Tage in der Wohnung verbleiben, damit sich Freude und Angehörige verabschieden können. Danach wird dieser zum Scheiterhaufen gebracht. Um die bösen Geister durcheinanderzubringen und zu verscheuchen, wird der Tote während des Transportes mehrmals gedreht. Bevor der Verstorbene verbrannt wird, verabschiedet man sich erneut von ihm und legt Opfergaben an seine Seite. Ein Priester gießt anschließend noch etwas Duftwasser über ihn und beginnt, für ihn zu beten. Nun zündet der älteste Sohn das Feuer an. Kurz bevor es wieder erlischt, muss dieser dann noch den übrig gebliebenen Schädel spalten, damit so die Seele aus dem Körper entweichen kann. In der Vergangenheit war es darüber hinaus normal, die Witwe des Verstorbenen mit zu verbrennen, denn diese sollte nun keinem anderen Mann mehr gehören. Obwohl dieser Brauch heutzutage längst verboten ist, wird er an manchen Orten noch heimlich durchgeführt (vgl. ebd.: 102).

Die Trauer nimmt im Hinduismus eine wichtige Rolle ein, denn sie lässt sich im Grunde fast mit der Sorge um den Verstorbenen gleichsetzen. Die Hinterbliebenen wünschen sich, dass der Verstorbene möglichst schnell seinen Platz bei den Ahnen findet. Um dies nicht zu verhindern oder zu verzögern, wird nach der Kremierung unter anderem zunächst das Haus des kürzlich Verstorbenen spirituell gereinigt. Dies geschieht mit heiligem Wasser, Rauch und Blumen. In den darauffolgenden zwei Tagen nehmen die Angehörigen außerdem keine Nahrung zu sich. Des Weiteren darf in dem Haus acht Tage lang nicht selbst gekocht werden. Auch die Körperbehaarung darf nicht entfernt oder geschnitten werden. Blutsverwandten ist es auch bis zum 31. Tag nach der Beerdigung untersagt, einen heiligen Tempel aufzusuchen. Darüber hinaus zeigen die Hindus in der Öffentlichkeit auch keine Trauergefühle, da sonst der Tote die Tränen sowie den daraus entstandenen Schleim entgegen seinem Willen verzehren muss (vgl. Weiland 2005: 306). Um dem Toten selbst direkt noch einmal die letzte Ehre zu erweisen, wird drei Tage nach seiner Verbrennung die übrig gebliebene Asche eingesammelt und in ein Tuch gewickelt. Beides wird dann zusammen in den heiligen Ganges oder einen anderen Fluss geworfen - feste Gräber auf Friedhöfen gibt es also nicht. Zudem verzichten die Hindus auch auf Traueranzeigen, karikative Handlungen und einen gemeinsamen Leichenschmaus. Sobald ein Mensch verstorben ist, verschwindet er als individuelle Persönlichkeit aus dem Blickfeld der anderen (vgl. ebd. 306 f.).

5.3 Der Buddhismus

Der Buddhismus hat ungefähr 360 Millionen Anhänger und entstand vor rund 2500 Jahren. Diese Glaubensrichtung betet keinen Gott an. Vielmehr spielen hier die Verantwortung des einzelnen Menschen sowie die weltlichen Zusammenhänge eine wesentliche Rolle. Dabei wird mit Hilfe des Achtfachen Pfades veranschaulicht, dass man durch ethisches Verhalten, Meditation sowie Erleuchtung vom Leiden und aus der Unvollkommenheit befreit werden kann. Auf diese Art und Weise kann man letztendlich zu Erlösung, Glück und Harmonie gelangen (vgl. Weiland 2005: 294). Man findet dadurch den Weg zu einem besseren und erfüllten Leben.

Genau wie die Hindus glauben auch die Buddhisten an den ewigen Kreislauf der Wiedergeburten, bei dem alles Tun eine Wirkung nach sich zieht. Der Prozess des ständigen Wiedergeborenwerdens findet so oft statt, bis man durch seine positiven Taten und Handlungen am Ende aus ihm erwacht und ins Nirwana gelangt - das Ausbrechen funktioniert im Grunde durch ein „Ursache-Wirkungs-Prinzip“ (vgl. Schwikart 2010: 60).

Daran lässt sich erkennen, dass der Tod auch in dieser Religion einen zentralen Platz im Leben sowie im Glauben der Menschen einnimmt. Allerdings gibt es in Bezug auf die Reinkarnation an dieser Stelle einen wesentlichen Unterschied. Während die Hindus an die Unsterblichkeit der Seele glauben, lehnen die Buddhisten diesen Gedankengang von einem unvergänglichen Anteil im Menschen ab: *„Das Leben ist wie ein Wasserlauf, der im Tod stoppt: aber etwas davon fließt weiter in einem anderen Leben. Nicht jedoch das ‚Ich‘, eine individuelle Seele des Menschen pflanzt sich fort, sondern die Summe seiner Taten, die sich in seinem Bewusstsein sammeln“* (ebd. 65). Da lediglich die Gesamtheit der Taten beziehungsweise die Leistungsfähigkeiten eines Menschen weitergegeben werden, lässt sich somit die Wiedergeburt eines „individuellen Selbst“ ausschließen.

Um den Sterbenden entsprechend auf den Tod vorzubereiten, ist es üblich, dass er von einem Mönch oder einem religiösen Meister dabei begleitet wird. Dieser hat unter anderem die Aufgabe, den Dahinscheidenden zu beruhigen, ihm meditative Texte ins Ohr zu flüstern sowie ihm noch einmal die ‚Drei Juwelen‘ des Buddhismus vor Augen zu führen. Damit sind die Erinnerungen an *Buddha*, den *Dharma* (die Lehre) sowie den *Sangha* (die Gemeinde) gemeint. Zudem wird der Sterbende auf die rechte Seite, die sogenannte Löwenstellung, gedreht. Diese Position ist deshalb so wichtig, weil auch schon Buddha in dieser Haltung verstorben ist (vgl. ebd.: 68).

Angehörige oder andere Menschen, die bei der Verabschiedung weinen und klagen, sind nicht willkommen. Dadurch wird der Sterbende nur abgelenkt, und es haften sich negative Kräfte an ihn. Der Trennungsschmerz wird indes auch als Zeichen des Nichtgehenlassens und Festhaltenwollens verstanden (vgl. ebd.).

Medizinisch gesehen tritt der Tod für die Buddhisten erst dann ein, wenn der Sterbende drei Mal ausgeatmet hat und anschließend nicht erneut einatmet. Das Bewusstsein ist allerdings noch für die nächsten 30 Minuten wach. Erst dann fällt es in Ohnmacht. Aus diesem Grund darf der leblose Körper in dieser Zeit auch nicht berührt werden. Damit soll ein innerlicher Hall verhindert werden, der den Toten verunsichern kann. Dem unterstützend verabschiedet man sich in dieser Zeit auch nur im Stillen und gibt dem Bewusstsein ohne laut ausgesprochene Wort gute Wünsche mit auf den Weg (vgl. ebd.: 69).

Generell besteht für die Buddhisten nach dem Tod aber kein Anlass zu Trauer, da nun für den Verstorbenen die Möglichkeit zu einer besseren Wiedergeburt besteht und er der Erleuchtung außerdem immer näher kommt. Da der Verlust eines geliebten Menschen aber dennoch Gefühle der Trauer mit sich bringt, dürfen diese natürlich trotzdem auch

gezeigt werden. Allerdings muss dabei eine festgelegte Zeitspanne beachtet werden. Genauer gesagt, darf man frühestens eine halbe Stunde bis drei Tage nach dem Todeseintritt öffentlich trauern. In dieser Zeit befindet sich nämlich das Bewusstsein, wie bereits erwähnt, in einem ohnmächtigen Zustand und kann auf seinem Weg dann nicht mehr abgelenkt werden. Es bleibt jetzt sozusagen unberührt. Aus diesem Grund ist es parallel dazu auch ratsam, den Leichnam in dieser Zeit zu beerdigen (vgl. ebd.: 70 f.). Erst nach Ablauf der drei Tage kommt das Bewusstsein wieder zu sich und erkennt, dass es tot ist. Da es nun vom Menschen abgetrennt ist, muss es sich neu orientieren. Um diesen Prozess zu erleichtern, stellen die Angehörigen oft Fotos des Verstorbenen auf (vgl. Weiland 2005: 297).

Im Buddhismus gibt es keine fest vorgeschriebene Art, wie der Leichnam bestattet werden soll. Neben der Erdbestattung und der Verbrennung ist es mitunter üblich, den leblosen Körper den Geiern als göttliche Himmelsspeise zu opfern. Auch Friedhöfe nach westlichem Vorbild sind in dieser Religion unbekannt. So werden die Toten beispielsweise ohne einen Sarg in das Grab gelegt, oder die Asche wird im Wind beziehungsweise im Wasser verstreut. Manchmal werden die Urnen aber auch in Friedhofshäusern oder Skulpturen aufbewahrt (vgl. ebd.: 296).

5.4 Das Christentum

Das Christentum ist die größte der fünf Weltregionen und hat seine Wurzeln im Judentum. Die Christen leben nach dem Willen und den Lehren ihres Gottes, welche in der Bibel niedergeschrieben sind. Innerhalb dieser Religion selbst gibt es jedoch viele hundert verschiedene Glaubensrichtungen. Die beiden größten und bekanntesten christlichen Gruppierungen sind zum einen die römisch-katholische und zum anderen die evangelische Kirche. Aufgrund der vielen Glaubensformen ist es deshalb auch nicht verwunderlich, dass man dabei auf die unterschiedlichsten Todesbilder und Interpretationen stößt. So wird beispielsweise nach der katholischen Auffassung davon ausgegangen, dass die Seele des Menschen unsterblich ist. Das heißt, dass sie sich nach dem Eintritt des Todes vom vergänglichen Körper ablöst und unmittelbar danach in das Partikulargericht kommt. Dort angekommen wird erst einmal darüber entschieden, ob sie nun direkt in den Himmel oder in die Hölle kommt beziehungsweise ob sie vorher im Fegefeuer geläutert wird. Da aber die Seele ohne den Körper unvollständig ist, muss auch der Körper auferstehen. Allerdings wird Gott selbst erst am Tag des Jüngsten Gerichtes über die Menschheit richten. Dementgegen glaubt die evangelische Kirche, die erst

Anfang des 16. Jahrhunderts entstand, nicht an die Unsterblichkeit der Seele. Stattdessen geht sie von der Ganz-Tod-Theorie des Menschen aus. Demnach zerfällt die Seele mit dem Tod des Körpers gemeinsam, und beide werden von Gott erst am Jüngsten Tag wieder zurückgeholt (vgl. Stubenrauch 2007: 229).

Trotz dieser beiden verschiedenen Betrachtungsweisen lässt sich festhalten, dass die Anhänger des Christentums den Tod als ein unumgängliches Resultat aus dem Sündenfall verstehen, da sich der Mensch mit Absicht der göttlichen Ordnung entzogen hat. Zudem ist er auch ein fester Bestandteil des Lebens und des Glaubens. Darüber hinaus hat Jesus durch seine Auferstehung stellvertretend auch den psychischen Tod des Menschen überwunden und verwies auf ein Leben im Jenseits (vgl. Weiland 2005: 299). Griebel hält anknüpfend daran sogar noch expliziter fest: *„Sterben aus dem Glauben heraus – Sterben in christlicher Hinsicht ist demnach wie eine Wanderung, wie ein Pilgerweg, ein Weg von einem Ort zum anderen. In Jesus Christus, der selbst von den Toten auferstanden ist und der uns diese heilbringende und frohe Botschaft geschenkt hat, sehen wir als Christen diese deutliche Offenbarung dieser Fülle selbst. Und dieser Jesus von Nazareth teilt mit uns allen die Hoffnung, dass Gott die Menschen auch im Tod nicht im Stich lässt. Und auch dieser Jesus selbst hält diese Gewissheit in seiner eigenen Todesangst und im Sterben durch und versteht seinen Tod im bedingungslosen Vertrauen auf Gott als den wahren Weg der Heilung und der Versöhnung für alle Menschen“* (Griebel 2012: o. S.).³⁹ An diesen Worten des Diakons ist noch einmal sehr deutlich zu erkennen, dass die Christen aufgrund ihres Glaubens und ihres Vertrauens in Gott sowie durch die Auferstehung Jesus auf ein Leben im Jenseits glauben. In Übereinstimmung mit Weiland verstehe ich das Leben daher, aus christlicher Sicht betrachtet, auch als eine permanente Vorbereitung auf den Tod sowie das ewige Leben (vgl. Weiland 2005: 299). Das heißt, das Leben stellt im Grunde lediglich das Durchgangsstadium zum Jenseits dar. Durch das eigene und gemeinschaftliche Glaubensbekenntnis sowie das Vaterunser beispielsweise zeigen die Christen, dass sie den Tod auch als Durchgang zu einer größeren Wirklichkeit anerkennen (vgl. Schwikart 2010: 54). *„Christen leben ganz in dieser Welt und sind doch orientiert auf das Reich Gottes. Sie teilen Freude und Leiden im Bewusstsein, einst zu ihrem Schöpfer zu gelangen. Das lässt sie auch den Tod erdulden und alle Schrecken, die ihm vorausgehen können“* (ebd.: 57).

³⁹ **Griebel, Manfred** (2012): Wenn der Tod zum Segen wird, URL: www.pfarreihassfurt.de/nachrichten/abschiednehmen.php, verfügbar am 27.06.2013.

Nachdem ein Mensch verstorben ist, werden seine Augen geschlossen und die Hände gefaltet. Es ist heutzutage darüber hinaus auch zu einer Seltenheit geworden, dass die Trauernden bis zur Beerdigung an der Seite des Toten wachen. Auch werden das Begräbnis sowie die Vorbereitungen für diese Zeremonie meist nur noch von professionellen Bestattungsunternehmen organisiert und durchgeführt. Jedoch werden durchaus individuelle Wünsche und Vorlieben berücksichtigt. Auch was die Bestattungsform angeht, gibt es im Christentum keine generellen Vorschriften. Das heißt, neben den gängigen Erd- und Feuerbestattungen sind unter anderem auch Bestattungen im Weltraum, im Friedwald oder ein Verstreuen der Asche auf hoher See gestattet (vgl. Weiland 2005: 299 f.).

Im städtischen Raum werden die Menschen heutzutage allerdings meist entweder eingeäschert in einer Urne oder in einem Sarg beigesetzt. Auf dem Land dagegen überwiegt die letztere Bestattungsart.⁴⁰ Allgemein hängt der Ablauf der gesamten Beerdigungszeremonie wieder sehr deutlich von der jeweiligen Region sowie deren Bräuchen und typischen Gewohnheiten ab. Klassisch gesehen besteht die kirchliche Bestattung jedoch immer aus drei Stationen: So findet zu Beginn in der Kirche ein mit dunklen Glocken eingeleiteter Gottesdienst statt. Danach werden in einer kurzen Andacht entsprechende Psalmen und Verse in der Friedhofskapelle vorgetragen. Über dem Sarg des Verstorbenen wird dann noch der Segen *„der dreieinige Gott, der Vater, der dich erschaffen hat, der Sohn, der dich liebt, der Heilige Geist, der dich und die deinen tröstet, segne deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit“* gesprochen. Durch die Worte *„wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir. Der Herr geleite uns auf unserem Weg“* werden schließlich der Weg zur Grabstätte und die Beerdigung eingeleitet. Am Grab angekommen, wird der Sarg dann direkt abgelassen, und der Pfarrer spricht die bekannte Bestattungsformel *„Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zum Staube. Wir befehlen (Name) in Gottes Hand.“* Der Verstorbene wird nun wieder in die Hand Gottes gegeben. Es ist aber durchaus möglich, von dem eben

⁴⁰ Während es für die Katholiken kirchlich erst ab dem 20. Jahrhundert möglich war die Körper der Verstorbenen zu verbrennen, führten die Protestanten die Leichenverbrennung bereits im 19. Jahrhundert durch. Die Feuerbestattung war zunächst wegen des Glaubens an die körperliche Auferstehung am Jüngsten Tag verboten (vgl. Schwikart 2010: 52 f.). Auch wenn die Katholiken heute noch die Erdbestattung bevorzugen, so müssen sie im Falle einer Feuerbestattung deutlich zum Ausdruck bringen, dass sie mit dieser den christlichen Auferstehungsglauben nicht ablehnen (vgl. Bischöfliches Ordinariat der Diözese Rottenburg-Stuttgart 2011: 11).

erwähnten Ablauf der Trauerfeier abzuweichen. Das heißt, diese drei Stationen können in einer anderen Reihenfolge durchgeführt werden. So kann beispielsweise der Gottesdienst auch erst am Abend oder am darauffolgenden Sonntag stattfinden (vgl. Schwikart 2010: 53 f.).

Für die Katholiken spielt der Gottesdienst generell eine besonders wichtige Rolle, denn in diesem wird vor allem um das Erbarmen und die Milde Gottes für den Verstorbenen gebetet. Außerdem sollen in dieser heiligen Messe die Hinterbliebenen durch die Verabschiedung sowie den gemeinsamen Glauben an die Auferstehung der Toten getröstet und gestärkt werden. Darüber hinaus wird bei einer katholischen Beisetzung der Sarg auch mit Weihwasser bespritzt, um so noch einmal an die frühere Taufe zu erinnern: *„Im Wasser und im Heiligen Geist wurdest du getauft. Der Herr vollendete an dir, was er in der Taufe begonnen hat“* - der Kreislauf des Lebens hat sich mit dem Tod nun wieder geschlossen. Anders sieht es wiederum bei einem evangelischen Gottesdienst aus. Denn hier ist es unter anderem Brauch, dass der Pfarrer noch einmal gesondert auf die Biografie des Verstorbenen eingeht und sie anerkennt. Beiden Glaubensrichtungen ist es allerdings gemein, dass sie am Ende der Zeremonie Erde auf den Sarg werfen. Damit wird der symbolische Akt des Grabzuschaufelns ausgedrückt: Der Verstorbene wird nun „be-erd-igt“ und der Lebende lebt auf der Erde weiter (vgl. Schwikart 2010: 53 ff.). Im Anschluss an die Beisetzung ist es üblich, dass sich die Hinterbliebenen sowie die anderen Trauergäste zu einem gemeinsamen Essen zusammensetzen und noch einmal an den Toten gedenken.

Innerhalb der christlichen Gemeinschaft sind heutzutage kaum noch feste Trauerrituale und professionelle Trauerbegleitungen zu beobachten. Das heißt, dass alte Bräuche, wie beispielsweise die schwarze Trauerbekleidung oder das reguläre Trauerjahr, immer weniger Berücksichtigung finden. Stattdessen sind zahlreiche individuelle Umgangsformen entstanden. Auch die altbekannten Begleitungspflichten der Geistlichen, wie das katholische Sechswochenamt, werden zunehmend weniger umgesetzt. Weiland spricht an dieser Stelle auch davon, dass in unserer modernen Gesellschaft die offiziell begleitete Trauer mit dem Begräbnis endet. Das zeigt sich zum einen darin, dass die einzigen Rituale, mit denen man derzeit noch an die Toten denkt, die Besuche auf dem Friedhof sind, die Jahrestage, an welchen ein Licht für den Verstorbenen angezündet und das Grab mit Blumen geschmückt wird, sowie gemeinsame Gebete an kirchlichen Feiertagen. Zum anderen wird von verschiedenen gesellschaftlichen Seiten her auch

erwartet, dass die Hinterbliebenen so schnell wie möglich ihre Trauer überwinden und dann sehr bald wieder ihr normales Alltagsleben aufnehmen (vgl. Weiland 2005: 301).

5.5 Der Islam

Der Islam, der erst circa 610 nach Christus gegründet wurde, ist die jüngste und zugleich auch die zweitgrößte Religion der Welt. Die Muslime verehren Allah sowie seinen Gesandten Mohammed und glauben an die Botschaften ihres Gottes (vgl. Ahorn AG 2013: o. S.).⁴¹ Das Leben selbst stellt für sie eine Übergangsphase beziehungsweise eine notwendige Station auf dem Weg zu ihrem Gott dar. Da Allah den Menschen die Seele verleiht und sie auf diese Weise zum Leben erweckt, hat er umgekehrt natürlich dann auch das Recht, ihnen diese nach einer von ihm festgesetzten Zeit wieder zu nehmen. Der Tod wird in diesem Zusammenhang als ein Abschluss gesehen und ist im Grunde nichts Schlechtes, sondern lediglich die Rückkehr zu Allah. Dementgegen wird allerdings ein gewaltsamer oder ein blutiger Tod als ein Eingriff in den eigentlichen Plan Gottes verstanden und muss aus diesem Grund unbedingt vergolten werden. Nur so kann die Seele des Toten wieder zurück zu ihrer eigentlichen Ruhe finden und muss nicht ruhelos in der Wüste umherstreifen (vgl. Schwikart 2010: 78 f.).

Aufgrund alter Überlieferungen sollte eine Beerdigung sehr zeitnah nach dem Eintritt des Todes stattfinden - wenn möglich sogar noch am gleichen Tag. Neben den teils katastrophalen hygienischen Gründen aus früheren Zeiten spielen hier vor allem religiöse Beweggründe eine wichtige Rolle (vgl. Schwikart 2010: 85). Ist der Tod nämlich eingetreten, kommt der Todesengel Izrail sofort herbei. Dieser löst die Seele vom sterblichen Körper ab und geleitet sie in den Himmel, wo in einem Zwischengericht schon einmal über sie gerichtet wird. Das heißt, hier wird bereits vorab geprüft und dann abgewägt, was den Verstorbenen einst erwarten könnte. Aber egal wie diese Entscheidung ausfallen mag, die Seele wird gleich nach diesem Zwischengericht erst einmal wieder zurück in den leblosen Körper gebracht, der gerade feierlich beigesetzt wird. Direkt nach der Beerdigung wird er dann von den beiden Engeln *Munkar* und *Nakir*⁴² im Grab aufgesucht und muss sich einem zweiten Zwischengericht stellen. Dabei werden ihm von den Engeln die folgenden vier Glaubensfragen gestellt:

1. Wer ist dein Gott?

⁴¹ **Ahorn AG** (2013): Die Bestattungskultur des Islams, URL: <http://www.tod-und-glaube.de/islam.php>, verfügbar am 23.06.2013.

⁴² *Munkar* bedeutet *das Verwerfliche* und *Nakir* steht für *das Negative*.

2. Wer ist dein Prophet?
3. Was ist deine Religion?
4. Wohin geht deine Gebetsrichtung?

Und nur, wenn der Tote diese Fragen auch richtig beantworten konnte, prophezeien die Engel *Mubashar* und *Bashir*⁴³ der Seele das Paradies. Weiß der Verstorbene dagegen keine Antwort auf eine der Fragen oder sind sie fehlerhaft, dann wird er noch im Grab von den Engeln *Munkar* und *Nakir* im Gesicht und auf dem Rücken mit Keulen aus Eisen geschlagen, bis er eines Tages in die Hölle kommt. Gläubige, die allerdings in ihrem Leben gesündigt haben, kommen zur Reinigung vorübergehend in das Fegefeuer. Nach einer unbestimmten Zeit des Wartens wird dann am Tag des Jüngsten Gerichtes⁴⁴ aus den Schriftrollen, die die Toten seit dem Grabgericht um den Hals tragen und in denen ihre guten sowie schlechten Taten niedergeschrieben sind, gelesen. Gott allein wird nun über sie richten und sein Urteil fällen (vgl. ebd.: 80 ff.). Nach diesem Gericht müssen die Toten allerdings noch eine enge Brücke, welche schärfer als ein Schwert und dünner als ein Haar ist, passieren. Während die Gläubigen ohne Probleme in das Paradies gelangen, stürzen die Nichtgläubigen und Schuldigen herab in die Tiefen der Hölle. Erst jetzt ist das Urteil Gottes endgültig besiegelt. Dagegen dürfen aber diejenigen Gläubigen, die früher gesündigt haben und deswegen in der Hölle gelandet sind, nun darauf hoffen, dass sie eines Tages erlöst werden und dann doch noch in das Paradies einkehren dürfen (vgl. ebd.: 82 f.).

Noch bevor allerdings der Tod eintritt, sollte der Sterbende auf seine rechte Körperseite gedreht werden. Wichtig dabei ist vor allem, dass sein Gesicht in Richtung Mekka blicken kann. Anschließend spricht ein Angehöriger dem Sterbenden zur Erinnerung und zum Nachsprechen noch einmal das Glaubensbekenntnis des Islams (die *Schahada*) vor, welches wie folgt lautet: „*Ich bezeuge, es gibt keine Gottheit außer Allah, und ich bezeuge, dass Muhammad sein Diener und Gesandter ist.*“ Zudem soll man in einem solchen Moment auch von der Barmherzigkeit und Großzügigkeit Gottes sprechen, für das Seelenheil der sterbenden Person beten sowie aus dem Koran rezitieren. Ziel ist es, den Sterbenden auf diese Art und Weise zu unterstützen, ihm seine Ängste vor dem Tod zu nehmen und ihn somit den Weg in das ewige Leben im Jenseits zu erleichtern.

⁴³ Mubashar heißt *Frohe Botschaft* und Bashir steht für *Verkünder der Frohen Botschaft*.

⁴⁴ Das Grab ist sozusagen eine Art Zwischenstation bis zum Jüngsten Tag, und erst an diesem Tag findet auch das Gericht über den ganzen Menschen statt. Es geht hierbei um die leibliche Auferstehung, genauer gesagt um die Wiedererweckung der Toten - vorher wurde lediglich über die Seele gerichtet.

Darüber hinaus soll auch den Angehörigen geholfen werden, besser über ihre Trauer und ihren Kummer hinwegzukommen (vgl. Zentrum für Soziale Unterstützung e.V. 2011: 14 ff.).⁴⁵

Nach dem Ableben des Menschen gibt es eine Reihe von feststehenden Pflichten für die Angehörigen sowie zahlreiche damit verbundene Riten, welche unbedingt durchgeführt werden müssen. Als erstes werden die Augen des Verstorbenen geschlossen. Damit der Mund nicht geöffnet ist, werden die Kiefer mit einem Tuch vorsichtig aneinandergebunden. Anschließend wird der Tote ohne seine Kleider auf ein extra dafür vorgesehenes flaches Holzgestell gebettet und mit einem Leinentuch zugedeckt. Dabei muss jedoch beachtet werden, dass die Füße des Verstorbenen in Richtung Mekka zeigen. Nach dieser Vorbereitung findet für die Hinterbliebenen die sogenannte rituelle Totenwaschung statt. Auch diese unterliegt bestimmten Vorschriften und darf nicht in jedem Fall durchgeführt werden. So sind unter anderem Totgeburten oder diejenigen Verstorbenen, die bei der Erfüllung von Pflichten für das Allgemeinwohl getötet wurden, davon ausgenommen. Zudem ist weiterhin festgelegt, wie man den Verstorbenen zu reinigen hat und dass sich nur gläubige Muslime des gleichen Geschlechts untereinander waschen dürfen (vgl. Ahorn AG 2013: o. S.).⁴⁶

Durch die Reinigung soll nicht nur der äußere Schmutz entfernt, sondern der Verstorbene auch von seinen psychischen Unreinheiten befreit werden, die sich im Laufe seines vergänglichen Lebens an ihn geheftet haben. Zunächst wird damit begonnen, den ganzen Körper nach einer fest vorgeschriebenen Reihenfolge von Kopf bis Fuß zu waschen. Im nächsten Schritt wird der Tote mit lauwarmem Wasser abgespült, auf die linke Körperseite gelegt, und danach die rechte Körperseite gewaschen. Anschließend daran wird er auf die andere Seite gelegt und es wird die linke Seite vom Körper gewaschen. Dieser Ablauf findet insgesamt drei Mal statt. Nach der Waschzeremonie dürfen die Haare des Toten nicht mehr gekämmt oder geschnitten werden. Auch an der restlichen Körperbehaarung sowie an den Fingernägeln wird keine kosmetische Veränderung mehr vorgenommen. Anschließend hüllt man den Leichnam in vorzugsweise weiße Tücher ein. Für einen Mann werden dafür drei verschieden große Tücher verwendet. Die Frau erhält

⁴⁵ **Zentrum für Soziale Unterstützung e.V.** (2011): Sterbebegleitung und Tod im Islam, Köln, DITIB-ZSU Verlag, URL: <http://www.zsu.eu/v1/media/Image/sterbebegleitung.pdf>, verfügbar am 23.06.2013.

⁴⁶ **Ahorn AG** (2013): Die Bestattungskultur des Islams, URL: <http://www.tod-und-glaube.de/islam.php>, verfügbar am 23.06.2013.

zusätzlich noch ein Kopftuch sowie ein Tuch für den Brust- und Bauchbereich (vgl. Zentrum für Soziale Unterstützung e.V. 2011: 20 ff.).⁴⁷

Nachdem im Anschluss daran noch das rituelle Totengebet sowie die Freisprechung stattgefunden haben, wird der Verstorbene nun von mindestens vier schweigenden Männern, die aller zehn Schritte ihren Standort im Uhrzeigersinn wechseln, zum Grab getragen. Auch die Hinterbliebenen und die anderen Gäste der Trauerfeier tragen den Verstorbenen ein Stück, denn dies gilt als eine verdienstvolle und ehrwürdige Tat. Allerdings ist das Tragen nur den Männern gestattet. Darüber hinaus ist es während der gesamten Beerdigungszeremonie auch unerwünscht und nicht gern gesehen, wenn die Angehörigen oder die anderen Gäste ihren Gefühlen freien Lauf lassen. Das bedeutet, die Hinterbliebenen sollen in dieser schweren Situation gefasst sein und dürfen ihre Trauer nur angemessen beziehungsweise zurückhaltend zeigen (vgl. Ahorn AG 2013: o. S.).⁴⁸ Deswegen kommt es in manchen Kulturkreisen mitunter vor, dass Frauen von der Beerdigung gänzlich ausgeschlossen werden, da man von ihnen lautes Klagen und Weinen erwartet (vgl. Schwikart 2010: 88).

In der Regel wird ein toter Muslim auch nicht in einem Sarg, sondern in Leichentüchern eingewickelt begraben,⁴⁹ es sei denn, es gibt hierfür wichtige unabwendbare Gründe. Der Tote selbst wird dann im Grab auch wieder in eine bestimmte Position gebracht. Das heißt, er wird auf die rechte Seite gelegt und soll mit dem Gesicht nach Mekka blicken können. Damit der Körper des Verstorbenen nicht direkt mit der Erde in Kontakt kommt, wird dieser vorher noch abgedeckt. Gleichzeitig stellt dies auch eine letzte Anerkennung und Würdigung des Verstorbenen dar. Darüber hinaus wird die Grabstätte normalerweise auch nur einmal als Grab benutzt. Besteht allerdings ein dringender Bedarf, so darf dieses erneut verwendet werden. Dabei muss allerdings beachtet werden, dass dies erst geschehen kann, wenn der alte Leichnam verwest ist und seine sterblichen Überreste aus dem Grab entfernt wurden (vgl. Zentrum für Soziale Unterstützung e.V. 2011: 31 f.).⁵⁰ Es

⁴⁷ **Zentrum für Soziale Unterstützung e.V.** (2011): Sterbebegleitung und Tod im Islam, Köln, DITIB-ZSU Verlag, URL: <http://www.zsu.eu/v1/media/Image/sterbebegleitung.pdf>, verfügbar am 23.06.2013.

In dieser Veröffentlichung können ab Seite 21 informative und umfangreiche Informationen zur Einkleidung des Verstorbenen sowie zu den Totengebeten nachgelesen werden.

⁴⁸ **Ahorn AG** (2013): Die Bestattungskultur des Islams, URL: <http://www.tod-und-glaube.de/islam.php>, verfügbar am 23.06.2013.

⁴⁹ Eine Feuerbestattung ist strengstens untersagt, denn nach dem islamischen Glauben ist es dem Menschen in keiner Weise erlaubt das zu zerstören, was Gott einst geschaffen hat. Zudem braucht die Seele auch einen Platz, an welchem sie auf den Jüngsten Tag verweilen kann (vgl. Schwikart 2010: 85).

⁵⁰ **Zentrum für Soziale Unterstützung e.V.** (2011): Sterbebegleitung und Tod im Islam, Köln, DITIB-ZSU Verlag, URL: <http://www.zsu.eu/v1/media/Image/sterbebegleitung.pdf>, verfügbar am 23.06.2013.

ist daneben auch fest vorgeschrieben, dass ein Muslim nur neben Gleichgläubigen beigesetzt werden darf (vgl. Weiland 2005: 310).

Die ersten drei bis sieben Tage nach dem Tod gelten im Islam als intensive Trauerzeit, in welcher sich die Hinterbliebenen weder waschen noch kämen oder ihre Kleidung wechseln sollen. Während der Trauerphase helfen Freunde und Verwandte den Angehörigen und übernehmen in dieser schweren Zeit sogar deren Versorgung. Zudem kleiden sich die Trauernden 40 Tage nach der Beerdigung nur in schlichten Farben, verzichten gänzlich auf Freuden, wie beispielsweise Fernsehen, Kinobesuche oder Feste. Danach gilt die Trauerzeit in der Regel rituell als beendet. Im Anschluss daran werden die Trauernden durch eine Zeremonie auf dem Friedhof sowie den anschließenden Verzehr von Süßigkeiten wieder in die soziale Umwelt integriert (vgl. Schwikart 2010: 88). Im Islam ist es parallel dazu auch üblich, den Friedhof regelmäßig aufzusuchen, allerdings nicht wie bei uns, um den verstorbenen Menschen zu ehren, sondern um sich die eigene Sterblichkeit vor Augen zu führen und dabei an die eigene Sterblichkeit erinnert zu werden (vgl. Coşkun 2005: 18).⁵¹ Ansonsten werden aber die islamischen Friedhöfe nicht weiter gepflegt, da man die Toten bei ihrer letzten Ruhe nicht stören möchte. Auch auf die Grabstätten werden meist nur einfach gestaltete Holzzeichen oder Steine gestellt, auf denen entweder die Namen der Verstorbenen, Koranverse oder Gedichte stehen (vgl. Weiland 2005: 310).

5.6 Zwischenfazit

Trotz religiöser Unterschiede kann der Tod in den fünf Weltreligionen als ein Übergang in irgendeine andere Daseinsform verstanden werden. Während die monotheistischen Religionen, zu denen das Judentum, das Christentum und der Islam gehören, an ein Leben nach dem Tod an Gottes Seite glauben, verstehen die beiden östlichen Religionen den Tod als Teil eines ewigen Kreislaufes der Wiedergeburten. Mit Hilfe kultureller Riten und bestimmter Verhaltensweisen wird daneben auch versucht, das „Leben“, welches sich an den Tod anschließt, möglichst positiv zu beeinflussen. Dies kann sowohl während des Lebens als auch im Sterbeprozess sowie nach dem Ableben geschehen. Das heißt, durch das irdische Verhalten soll so eine bestimmte vorgegebene Vorstellung erreicht werden. Daran erkennt man deutlich, dass die Gläubigen den Tod annehmen und

⁵¹ **Coşkun, Volkan** (2005): Tod und Trauer im Islam. Am Beispiel der islamischen Bestattungsriten, URL: <http://www.km-potsdam.de/mediapool/5/50210/data/OFT8Coskun.pdf>, verfügbar am 26.06.2013.

ihm einen Platz im Leben einräumen. Sie treten sozusagen in eine Interaktion mit ihrer Umwelt.

Die Religion setzt den Tod und das Leben in eine klare Beziehung zueinander. Es werden (abstrakte) Bilder vom Lebensende und vom Jenseits geschaffen. Dies erleichtert dem Menschen, sich auf den Tod einzulassen und sich auf ihn vorzubereiten. Darüber hinaus können bestehende Ängste und Unsicherheiten abgebaut werden. Nur wenn der Mensch begreift, was der Tod ist, kann er lernen, damit umzugehen, und versuchen ihn zu verstehen. Genau hier setzt die Religion an. Sie gibt dem Tod symbolisch gesehen ein Gesicht, schafft damit einen Rahmen und schenkt dem Menschen Kraft. Es wird ihm im Grunde ein gewisses Denken und Handeln vorgegeben. Durch diese Ordnung wird dem Gläubigen Struktur und Sicherheit vermittelt. Anders gesagt, die Religion schafft ein gemeinschaftliches Verständnis zum Transzendenten und macht den Tod daher greifbar. Durch spezielle Umgangsweisen und bestehende Pflichten, die es in jeder Religionsgemeinschaft gibt, wird zudem auch das Zusammengehörigkeitsgefühl gestärkt. Es findet eine Begleitung bis zum Schluss statt, und der sterbende Mensch steht mit seiner Würde im Mittelpunkt. Nicht nur der Sterbende wird begleitet, sondern auch die Angehörigen und Hinterbliebenen des Verstorbenen bekommen Unterstützung bei ihrer Trauer und dem Abschiednehmen. Es wird ihnen die Möglichkeit gegeben, sich auszudrücken. Allerdings ist heutzutage allgemein auch ein individuellerer Umgang mit dem Tod zu beobachten. Das heißt, die traditionellen Riten und andere damit verbundene Verhaltensweisen werden nur noch zum Teil und nicht mehr so grundlegend wie einst umgesetzt. In Übereinstimmung mit Scheler halte ich allgemein das Verhältnis von Religion und Tod in diesem Zusammenhang wie folgt fest: *„Was immer in die Sphäre des religiösen Glaubens gehört, das wird in der Geschichte geboren, wächst, nimmt ab und stirbt. Niemals wird es wie ein Satz der Wissenschaft aufgestellt, bewiesen und später widerlegt“* (Scheler 1979 (um 1914): 9).

6 Diagnose der Gegenwart

Wie bereits herausgefunden, werden die Themen Tod und Sterben in unserer modernen westlichen Gesellschaft sehr häufig ausgeklammert, gemieden, mit anderen Worten: totgeschwiegen. Diese Einstellung gegenüber dem Tod sowie die aktuellen Umgangsformen mit dem Lebensende sind besonders durch die zunehmende Institutionalisierung des Todes⁵², den Rückgang des Glaubens sowie den damit einhergehenden Verlust klassischer Riten und Umgangsformen zu erklären. Daneben spielt aber auch die steigende Individualisierung der Menschen eine weitere wesentliche Rolle.

In diesem Gliederungspunkt werden zum Schluss noch einige Themengebiete aufgegriffen, die meines Erachtens zum einen die momentane Situation in Bezug auf Tod und Sterben zeigen sowie zum anderen gleichzeitig auch den Umgang in unserer modernen Gesellschaft widerspiegeln.

6.1 Sterbeorte: Wunsch und Wirklichkeit

Jährlich sterben heutzutage etwa 850.000 Menschen in Deutschland. Wie bereits zuvor herausgefunden, verbringen die meisten ihr Lebensende nicht mehr zu Hause im Kreis ihrer Familien, sondern in Institutionen, wie Krankenhäusern, Pflegeheimen und Hospizen. Das liegt vor allem an einer abnehmenden medizinischen Betreuung durch Hausärzte und weil sich die klassischen Familienstrukturen generell verändert haben. Genauer gesagt, die heutigen Lebensverhältnisse ermöglichen oft kein Sterben mehr daheim, da zum einen keine nahe stehenden Personen zur Pflege zu Verfügung stehen, und andererseits trauen sich die Angehörigen häufig auch keine Sterbebegleitung mehr zu. Zudem überweisen die bei einem Notfall gerufenen Ärzte die Schwerkranken oder Sterbenden meist in ein Krankenhaus, da sie weder die Krankengeschichte noch die genauere Problematik des Patienten kennen (vgl. Nationaler Ethikrat 2006: 38 f.).⁵³

Betrachtet man in diesem Zusammenhang die Schätzung des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland, dann wird man feststellen, dass sogar insgesamt die Hälfte der Menschen heutzutage in einem Krankenhaus verstirbt. Weitere 25 Prozent sterben in einem stationären Pflegeheim und lediglich 20 Prozent von ihnen noch daheim,

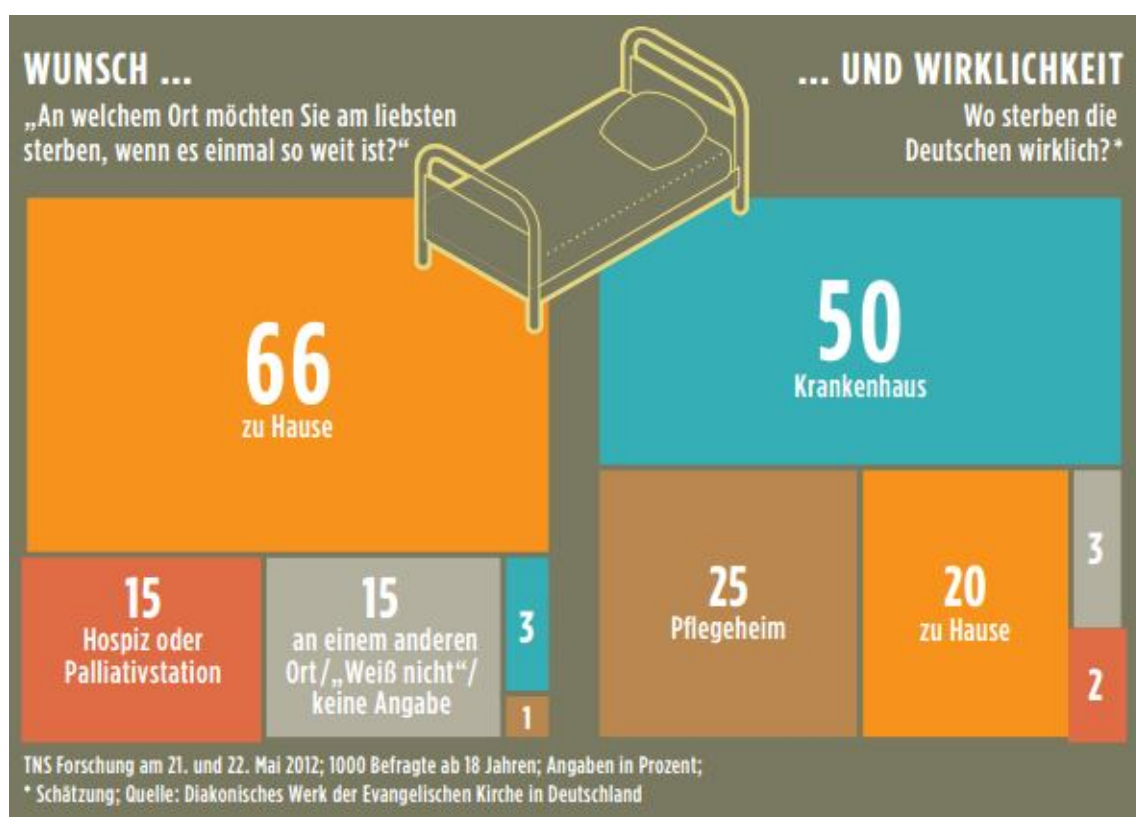
⁵² Institutionalisierung bedeutet in diesem Zusammenhang, dass sich der Tod aus dem Kreis der Familie gelöst und sich in Institutionen, wie beispielsweise Krankenhäuser oder Pflegeheime, verlagert hat.

⁵³ **Nationaler Ethikrat** (2006): Selbstbestimmung und Fürsorge am Lebensende, URL: http://www.ethikrat.org/dateien/pdf/Stellungnahme_Selbstbestimmung_und_Fuersorge_am_Lebensende.pdf, verfügbar am 19.07.2013.

also in den eigenen vier Wänden (siehe Abbildung 6). Mit anderen Worten, in unserer modernen Gesellschaft verbringen etwa 80 Prozent der Bevölkerung ihr Lebensende in einer Institution.⁵⁴

Fragt man dagegen die Menschen, wo sie sterben möchten, dann kommt, wie sollte es auch anders sein, ein völlig anderes Ergebnis zum Vorschein. So wünschen sich laut der Redaktion des Magazins „Spiegel“ nämlich fast zwei Drittel der Befragten, später einmal zu Hause zu sterben, und lediglich drei Prozent geben an, dass sie in einem Krankenhaus versterben möchten.

Abbildung 6: Sterbeorte



(Traub 2012: 16)

Wie sich an den Ergebnissen der Umfrage des „Spiegels“ weiter erkennen lässt, stellt für die Befragten das (stationäre) Hospiz⁵⁵ unter anderem eine Alternative im Vergleich zum Sterben in den eigenen vier Wänden dar. Daran lässt sich erkennen, dass die Menschen angefangen haben, sich mit dem Sterben zu beschäftigen. Inwiefern unterscheidet sich

⁵⁴ Zu den tatsächlichen Sterbeorten liegen allgemein keine aussagekräftigen Daten vor, da diese in der Regel nicht statistisch erfasst werden und weil daneben auch repräsentative Studien fehlen.

⁵⁵ Im heutigen Sprachgebrauch wird der Begriff Hospiz meist als Institution verstanden. Ursprünglich ist damit aber ein umfassendes und ganzheitliches Konzept, mit dem der Sterbende und seine Angehörigen gleichermaßen unterstützt werden, gemeint (vgl. Student et al. 2004: 86).

allerdings dabei ein Hospiz von einem Krankenhaus und einem Pflegeheim als Institution?

„Sterben ist [...] ein höchst persönlicher und [...] ein sozialer Prozess, der Raum, Zeit und sensible Begegnung braucht.“ Das Hospiz ermöglicht genau diese Dinge, denn „der Kern des Hospizgedanken ist es, das Sterben in das Leben einzubeziehen und in den Alltag zurückzuholen. Dahinter steht eine Überzeugung vom Sinn und der Würde des menschlichen Lebens bis zuletzt, also auch im Sterben“ (Student et al. 2004: 14 f.). Ziel ist es, dem Menschen ein Sterben in Geborgenheit zu ermöglichen sowie dabei seine individuellen Wünsche und Bedürfnisse mit einzubeziehen. Das Hauptaugenmerk der Hospizarbeit liegt vor allem im ambulanten Bereich. Das heißt, der Sterbende soll möglichst bis zum Ende seines Lebens in seiner gewohnten Umgebung bleiben können. Erst dann, wenn dies nicht mehr möglich ist, kommt ein stationäres Hospiz in Frage (vgl. ebd.: 86). Die Hospiztätigkeit kann daher zusammengefasst auch als eine ambulante Lebenshilfe und individuelle Sterbebegleitung in der terminalen Phase verstanden werden, in welcher auch die Angehörigen entsprechende Unterstützung finden (vgl. ebd.: 15). Im Unterschied zu den vorher erwähnten Institutionen Krankenhaus und Pflegeheim richtet sich ein Hospiz zudem nur an unheilbar kranke und sterbende Menschen, für die keine Hoffnung mehr auf Heilung besteht.

*Es geht nicht primär darum,
dem Leben mehr Tage zu geben,
sondern den Tagen mehr Leben.*
(Cicely Saunders)

6.2 Trauer und Trauerrituale

Obwohl die Trauer eine normale Reaktion auf den Verlust eines nahe stehenden Menschen ist, wurde sie, genau wie der Tod und das Sterben auch, aus unserem Alltagsleben verdrängt. Genauer gesagt wird ihr gegenwärtig nicht mehr der notwendige Platz eingeräumt, da sie nicht in eine Gesellschaft passt, in welcher die Menschen immer funktionieren sollen. Das hat zur Folge, dass wir dann oft nicht mehr wissen, wie wir mit den Trauernden umgehen sollen. Wir fühlen uns in ihrer Gegenwart unsicher und verdecken dieses Gefühl häufig mit sogenannten Trostworten, wie beispielsweise:

- Ich weiß genau, wie du dich fühlst.
- Du bist noch jung, das Leben geht weiter.

- Die Zeit heilt alle Wunden.
- Ich würde an einem solchen Schicksalsschlag zerbrechen.
- Die Guten sterben immer jung.
- Ein Glück, dass sie jetzt erlöst ist und keine Schmerzen mehr hat.

(vgl. Götze-Ohlrich 2007: 65 f.).⁵⁶

Parallel dazu, wird einem trauernden Menschen von der Gesellschaft auch immer wieder Folgendes zu verstehen gegeben:

- Trauere nicht zu lange, nicht zu stark, nicht überall!
- Nimm dich zusammen, lenk dich ab!
- Es ist nicht richtig, dass du trauerst.

An diesen vermittelten Signalen zeigt sich deutlich, dass das Trauern heutzutage unerwünscht ist (vgl. ebd.: 66) und dass dem Trauernden somit auch ein gewisser Druck vermittelt wird, möglichst schnell wieder in den „normalen“ Alltag zurückzukehren. Götze-Ohlrich spitzt diese Aussage sogar noch zu, in dem er behauptet, dass die *“Trauer [...] wie ein Feind bekämpft oder wie eine Krankheit mit Medikamenten behandelt [wird]“* (ebd.). Diese Einstellung spiegelt sich auch im aktuellen fünften „Diagnostischen und Statistischen Handbuch Psychischer Störungen“ wider, welches am 18. Mai 2013 erschienen ist. Nach der Überarbeitung des Handbuches wird die Trauer nun zur Krankheit. Während es früher noch ganz normal war, in dem sogenannten Trauerjahr den Verlust eines Angehörigen zu überwinden, wurde diese zeitliche Frist bereits in der Vorgängerversion des Handbuches auf zwei Monate begrenzt. Im fünften Diagnosehandbuch dagegen ist nun die Trauerzeit noch einmal um sechs Wochen herabgesetzt worden. Das bedeutet, *„wer also 14 Tage nach dem Tod eines Verwandten noch schwer niedergeschlagen ist, der kann als geisteskrank eingestuft werden – und darf deshalb mit Antidepressiva behandelt werden“* (Blech 2013: 118).

An den verschiedenen Umgangsweisen und Reaktionen ist meines Erachtens sehr gut zu erkennen, dass Menschen, die ihre Trauer heutzutage öffentlich zeigen, gesellschaftlich ausgegrenzt und ein Stück weit gemieden werden. Unsere moderne Gesellschaft hat aus der lauten offenen Trauer eine stille und heimliche Trauer gemacht. Die Menschen haben sich dieser Wandlung angepasst und dahingehend spezielle Verdrängungsmechanismen

⁵⁶ **Götze-Ohlrich, Michael** (2007): Trauer ist ein von der Pädagogik vernachlässigtes Thema, In: Ministerium für Bildung, Jugend und Sport (MBJS) (Hg.), Ich lerne den ganzen Tag, 2/2007, S. 65-78, URL: http://www.mbjs.brandenburg.de/sixcms/media.php/5526/Kitadebatte_2-2007.pdf, verfügbar am 17.07.2013.

entwickelt. Auf diese Art und Weise versuchen sie, ihre Gefühle zu unterdrücken und der Trauer aus dem Weg zu gehen. Dies kann unter anderem durch eine verstärkte sportliche Freizeitbeschäftigung oder durch Überstunden am Arbeitsplatz geschehen. Sinnbildlich übertragen könnte man auch davon sprechen, dass es nur noch den Schweißporen erlaubt ist zu weinen. Es gibt daneben aber auch Menschen, die in einer solchen Situation in eine regelrechte Apathie fallen und verzweifeln (vgl. Götze-Ohlrich 2007: 66).⁵⁷

Der Trauer aus dem Weg zu gehen, ist ein natürlicher Mechanismus, mit dem wir uns zu schützen versuchen. Ziel ist es, die bestehenden Emotionen dabei nur in dem Maß und in der Ausprägung wahrzunehmen, in der man sie selber gut verarbeiten kann. Allerdings bleiben die schmerzlichen Gefühle trotz einer Unterdrückung weiterhin bestehen (vgl. ebd.) und *„kämpfen wie Partisanen unerkannt weiter“* (ebd.). Daher ist es auch keine Seltenheit, dass unter anderem psychosomatische Beschwerden, wie Schlafstörungen, Appetitlosigkeit oder plötzliche Allergien, auftreten können (vgl. ebd.). *„Wenn wir uns aus irgendeinem Grunde diesem Trauerprozess entziehen, dann bleiben wir zurück als Menschen, die nicht mehr ganz sind, die nur noch zu einem Teil lebendig sind. Dies hat wiederum eine Wirkung auf unser selbsterleben und damit auch auf unser Selbstwertgefühl. In dieser Situation ist es natürlich, dass wir uns in eine symbiotische Beziehung zurückziehen, in etwas, was zuvor war, die Trauer also verweigern oder überhaupt verweigern, weiter den Platz in der Welteinzunehmen, der uns gehört“* (Kast 2010: 159).

Natürlich gehören Gefühle und andere emotionale Reaktionen, die nach dem Verlust und der Trennung eines Menschen entstehen, zur Trauer dazu. Denn diese helfen uns zum einen, die Situation besser zu verstehen, und zum anderen können wir nun das Erlebte in die bisher gemachten Erfahrungen einordnen (vgl. ebd.). Trauer ist in diesem Sinn als ein *„psychologischer Prozess von höchster Wichtigkeit für die Gesundheit eines Menschen“* zu verstehen und sollte deshalb auch nicht *„länger als Schwäche“* (ebd.: 21) oder als etwas *„Pathologisches“* angesehen werden (ebd.: 26). Darüber hinaus müssen wir auch wieder lernen, mit den anderen Menschen um uns herum zu trauern. Damit dies möglich wird, ist es allerdings nötig, dass wir zunächst unsere eigene Angst vor der Trauer überwinden. Mit anderen Worten, wir müssen lernen, sie wieder zuzulassen und dabei der Realität auch ins Auge blicken, um zu erkennen, dass wir einerseits sterblich sind und

⁵⁷ **Götze-Ohlrich, Michael** (2007): Trauer ist ein von der Pädagogik vernachlässigtes Thema, In: Ministerium für Bildung, Jugend und Sport (MBJS) (Hg.), Ich lerne den ganzen Tag, 2/2007, S. 65-78, URL: http://www.mbjs.brandenburg.de/sixcms/media.php/5526/Kitadebatte_2-2007.pdf, verfügbar am. 17.07.2013

andererseits, dass das Abschiednehmen zu unserem Alltag gehört und weh tut - wir alle sterben und trauern. Obwohl wir sehr zerbrechliche Wesen sind und unser Wohlbefinden durch zahlreiche Faktoren beeinflusst wird, sind wir durchaus in der Lage, unsere Trauer zu überstehen und dadurch immer stärker zu werden. Da wir die klassischen Trauerrituale teilweise aus den Augen verloren haben und daher auch keine Bezüge mehr zu diesen haben, müssen wir neue Rituale entwickeln, die uns bei diesem ganzen Prozess unterstützen (vgl. ebd.) und mit der wir die Liebe gegenüber den Verstorbenen ausdrücken können. Genau wie Tod und Sterben braucht auch die Trauer ihren Raum, ihre Zeit und ihre spezielle Form. Nur so können wir den Verlust verarbeiten und uns von dem lösen, was wir verloren haben. Darüber hinaus können wir uns dann allmählich wieder auf uns selbst besinnen und behalten den Verstorbenen so gut es geht in unserer Erinnerung (vgl.: 7). Wir passen uns der neuen Situation an und nehmen nach und nach wieder am (veränderten) Leben teil.

6.3 Friedhöfe: Das Spiegelbild der Gesellschaft

Wie bereits im Punkt „4 Tod und Sterben im Wandel der Zeit“ angeführt, hat sich auch die Bestattungskultur im Laufe der Zeit immer wieder verändert und sich jeweils an die gesellschaftlichen Gegebenheiten angepasst. *„Friedhöfe und Bestattungsformen waren und sind immer Spiegel der Menschen- und Todesbilder einer Kultur und Gesellschaft. Die zunehmende Individualisierung wandelt die Friedhofskultur, aber lässt sie nicht verloren gehen. Erinnerung an Verstorbene wird zu Recht als eine anthropologische Konstante seit den Anfängen der Menschheit betrachtet. Die moderne Kommunikations- und Erlebniswelt sucht sich nun ihre eigenen Ausdrucksformen“* (Evangelische Kirche in Deutschland 2004: 9).⁵⁸

Da die Trauer in unserer modernen Gesellschaft eher nach innen gerichtet ist und nicht mehr öffentlich gezeigt wird, sind meines Erachtens *derzeit* auch neue Orte der Trauer am Entstehen. Damit ist gemeint, wir suchen nach neuen Wegen, um unsere Trauer zu verarbeiten sowie den Toten angemessen zu gedenken und sie zu ehren. Wir brechen aus der bestehenden *„funktionalen Routine im Umgang mit dem Tod“* aus und versuchen, aus dem *„Dienst nach Vorschrift“* eine individuellere Bestattungskultur zu entwickeln. So versuchen wir, *„jener funktionalen Zergliederung des Todes, wie sie sich im 20. Jahrhundert entfaltet hat“* entgegenzutreten. Wir nehmen den Tod wieder in unsere

⁵⁸ **Evangelische Kirche in Deutschland** (2004): Herausforderungen evangelischer Bestattungskultur. Ein Diskussionspapier, URL: http://www.ekd.de/download/ekd_bestattungskultur.pdf, verfügbar am 26.07.2013.

Hände und fügen zudem das zusammen, was die „*Friedhofsbürokratie und Bestatter, Kirchen und Trauerredner*“ einst getrennt haben (Fischer 1999: o. S.).⁵⁹

Dieser Umbruch ist in meinen Augen gerade erst am Anfang und wird sich dabei aber nur Schritt für Schritt vollziehen lassen. Erste Wege, einen individuelleren Trauerort auf dem Friedhof zu erschaffen und somit auch der „*gepflegten Langeweile bei der Grabstättengestaltung*“ (ebd.) zu entkommen, sind bereits umgesetzt worden. Die beiden Frankfurter Soziologen Thorsten Benkel und Matthias Meitzler erforschen vor diesem Hintergrundgedanken seit längerer Zeit schon den Wandel der Bestattungskultur. In den letzten beiden Jahren haben die Forscher insgesamt 270 Friedhöfe besucht und über 19.000 Grabsteine fotografiert. Sie haben herausgefunden, dass die Gräber selbstbezogener, eigenartiger und überraschender geworden sind.⁶⁰ Der Friedhof von heute hat etwas von Facebook, denn übertragen gesehen ist der Grabstein wie ein letztes Profil des verstorbenen Menschen. Es werden bleibende Erinnerungen in einem Stein verewigt, und es wird nun ein letztes Mal eine Aussage darüber gemacht, wer der Verstorbene war oder wie er sein wollte (vgl. Höflinger 2013: 109). „*Der Friedhof ist ein öffentlicher Ort, er muss und er wird die Veränderungen der Gesellschaft abbilden*“ (Benkel, zit. n. ebd.). Ergänzend fügt Benkel dem hinzu: „*[Heutzutage] präsentiert man Symbole der Lebendigkeit, die es gegeben hat, und das erleichtert das Erinnern. Wir haben auch beobachtet, dass diese Grabstätten sich nach zwei Jahren wieder verändern, weil sich vielleicht die Erinnerung der Hinterbliebenen verändert hat. Dann wird da auch entsprechend ummodelliert*“ (zit. n. Mitteldeutscher Rundfunk 2012: o. S.).⁶¹

Ein weiterer Trend für individuelle Gräber lässt sich auf dem Friedhof in Bergisch Gladbach finden, denn hier gibt es bereits den ersten QR-Code auf dem Grabstein. Mit dem Handy und entsprechender Software fotografiert man diesen Code ab und wird dann mit einer Seite im Internet verlinkt. Hier können dann private Fotos, Videos oder ähnliches vom Verstorbenen betrachtet werden (vgl. ebd.). Auf diese Weise lässt sich eine Online-Gedenkstätte im Internet errichten, und es können dadurch mehr Informationen über den Toten verbreitet werden. „*Früher wurde Trauer durch Loslassen*

⁵⁹ **Fischer, Norbert** (1999): Der Tod in der Diskussion. Gesellschaftliche Wege und Perspektiven einer neuen Bestattungskultur, URL: <http://www.postmortal.de/Diskussion/Vortrag-eternity1999/vortrag-eternity1999.html>, verfügbar am 26.07.2013.

⁶⁰ Im Anhang 2 ist eine kleine Fotostrecke zu finden, die die Veränderungen der klassischen Grabsteine hin zu individuellen Gedenkstätten zeigt.

⁶¹ **Mitteldeutscher Rundfunk** (2012): Skateboard statt Kreuz. Die Individualisierung der Bestattungskultur, URL: <http://www.mdr.de/mdr-figaro/lebensart/glaubensfragen182.html>, verfügbar am 27.07.2013).

bewältigt. Heute wird versucht, den Verlust ins Leben zu integrieren. Die Hinterbliebenen geben den Verstorbenen einen neuen Platz in der Erinnerung. Das Zusammenstellen solcher Rückblenden ist im Internet oft einfacher“, so Christine Pernlochner-Kügler, die Chefredakteurin des Trauerportals Aspetos (zit. n. presstext Nachrichtenagentur GmbH 2012: o. S.).⁶² Diese Neuerung spiegelt meines Erachtens unsere *digitale Informations- und Kommunikationsgesellschaft* wider, die einem ständigen Wandel unterliegt und ständig auf der Suche nach Neuem ist. Die digitale Welt stoppt dabei nicht einmal vor unserer letzten Ruhestätte. Die neuen Medien greifen immer weiter in unser Leben ein und versuchen nun sogar, *„den Menschen mit einem digitalen Schrein die Trauerarbeit zu erleichtern“* (ebd.). Daneben werden heutzutage bereits auch sogenannte Trauerportale im Internet genutzt, in denen man online eine Kerze für den Verstorbenen anzünden und Kondolenzen hinterlassen kann (vgl. ebd.). Damit beginnt die virtuelle Unsterblichkeit, und die Gräber sind nun nicht mehr die Orte einer stillen Trauer.

Allerdings sind diese beiden neuen Arten der modernen individuellen Gestaltung der Grabsteine noch die Ausnahme. Sie machen bisher nur etwa 5 Prozent des gesamten Bestandes aus. Benkel vermutet, dass dies zum einen daran liegt, weil sich die älteren Menschen immer noch eher konservativ beerdigen lassen und deswegen auf die klassischen Grabsteine zurückgreifen. Andererseits sind solche persönlichen Ideen zum Teil auch sehr kostspielig, und nicht alle Angehörigen wissen, was alles möglich ist. Demgegenüber gibt es allerdings auch eine wachsende Gegenbewegung. Die Rede ist von einem anonymen Grab (vgl. Höflinger 2013: 109). *„Nichts verrät, wer und ob hier jemand liegt. Das mag eine Flucht sein vor all der Inszenierung oder auch nur kostengünstig gedacht“* (ebd.).

6.4 Versuche der Enttabuisierung

Um den Gegenstand des Todes wieder mehr in den Fokus der Öffentlichkeit zu bringen und der letzten Lebensphase somit einen „festen Platz“ in unserer Gesellschaft einzuräumen, gab es in den vergangenen Jahren schon einige Versuche. So findet beispielsweise seit 2006 jedes Jahr, bundesweit am 10. Februar, der Tag der Kinderhospizarbeit statt. Damit soll auf die Situation von unheilbar erkrankten Kindern

⁶² presstext Nachrichtenagentur GmbH (2012): Internet-Grabstein: QR-Code speichert Erinnerung Online-Vermächtnis Verstorbener unterstützt Trauerarbeit, URL: <http://www.presstext.com/news/20120430020>, verfügbar am 27.07.2013.

und ihren Familien aufmerksam gemacht sowie ein gesellschaftliches Bewusstsein für die täglichen Arbeiten der Kinderhospize geschaffen werden. Daneben wird auch versucht, Freiwillige für ehrenamtliche Aktivitäten zu erreichen sowie das Thema Tod und Sterben von Kindern zu enttabuisieren (vgl. Deutscher Kinderhospizverein e.V. 2013: o. S.).⁶³ Symbol für den Tag der Kinderhospizarbeit ist ein grünes Band (Abbildung 7). Dieses soll als Zeichen der Verbundenheit zum Beispiel an Autos, Bäumen oder Gebäuden befestigt werden. Auf diese Weise werden dann symbolisch die betroffenen Familien mit ihren Freunden und Helfern verbunden (vgl. ebd.).

Abbildung 7: Das grüne Band der Solidarität



Eine weitere Idee, das Tabuthema Tod zu brechen, entstand vor drei Jahren in Bremen. Dort fand 2010 bundesweit die erste Messe mit Fachvorträgen zum Thema *Leben und Tod* statt. Seitdem gibt es jedes Jahr im Mai eine zweitägige Veranstaltung rund um dieses vielfältige Themengebiet Vorsorge, Pflege, Begleitung, Abschiednehmen, Trauer sowie dem Sterben in Würde, an welcher sowohl Fachkräfte verschiedener Berufsgruppen als auch Privatpersonen teilnehmen können. Parallel dazu werden auch zahlreiche Seminare und Workshops in vielen Bereichen, wie beispielsweise der Patientenverfügung oder den Bestattungsmöglichkeiten, angeboten (vgl. Messen.de 2013: o. S.).⁶⁵ Außerdem können die Messebesucher im Ausstellungsbereich unter anderem auch in einen Leichenwagen sehen oder einen Sarg beziehungsweise eine Urne anfassen.

⁶³ **Deutscher Kinderhospizverein e.V.** (2013): 10.02 - Tag der Kinderhospizarbeit, URL: <https://www.deutscher-kinderhospizverein.de/oeffentlichkeitsarbeit/tag-der-kinderhospizarbeit/>, verfügbar am 18.07.2013.

⁶⁴ **Quelle:** http://www.derwesten.de/img/incoming/crop6323357/2588507987-cImg0273_543-w656-h240/Reportage-ueber-den-ambulant-Kinderhospizdienst-656x240.jpg, verfügbar am 18.07.2013.

⁶⁵ **Messen.de** (2013): Leben und Tod 2014, URL: <http://www.messen.de/de/13398/in/Bremen/LEBEN%20UND%20TOD/info.html>, verfügbar am 27.07.2013.

Ziel dieser Messe ist es, einen gemeinsamen Raum ohne Berührungsängste zu schaffen, in dem jeder unabhängig seine Fragen stellen und sich allgemein zur Thematik informieren kann. Die Leiterin dieses Projektes fügt ergänzend hinzu: *„Wenn ich mir meiner Endlichkeit bewusst werde, bekomme ich automatisch einen anderen Blick auf den Alltag des Lebens“* (Wengler, zit. n. Beneker 2012: o. S.).⁶⁶

In diesem Jahr besuchten insgesamt 3.320 Besucher die Messe Leben und Tod. Daran ist zu erkennen, dass eine solche Veranstaltung großes Interesse weckt und sich viele Menschen mit dieser Thematik auseinandersetzen wollen.

Ein interessantes medienpädagogisches Pilotprojekt gab es auch Anfang letzten Jahres in Nordrhein-Westfalen. In diesem haben sich über 630 Schüler von 12 weiterführenden Schulen und einem Gymnasium freiwillig mit allen Aspekten und Themenbereichen, die mit Sterben und Tod zu tun haben, umfassend auseinandergesetzt. Das knapp dreimonatige Schulprojekt „Leben in Fülle“ sollte zum einen dazu beitragen, dass die Schüler offen über die Thematik reden und diskutieren konnten. Zum anderen wurde versucht, die jungen Menschen mit dem Tod und Sterben in Berührung zu bringen, um so bestehende Ängste abzubauen sowie daneben für einen vorurteilsfreien und respektvollen Umgang mit dem Thema zu sorgen. *„Der Tod gehört zum Leben und nicht in eine Tabu-Ecke“*, betont der Projektleiter Gerd Felder (zit. n. Götte 2012: o. S.).⁶⁷ Darüber hinaus besteht im Allgemeinen auch ein dringender Aufklärungsbedarf, denn *„in der Realschule in Salzkotten wussten nur vier Schüler von rund 60, was ein Hospiz ist“*, so Felder ergänzend dazu (zit. n. ebd.).

Die Schüler hatten im Rahmen dieses Projektes außerdem noch die Möglichkeit, sich mit speziell ausgebildeten Fachkräften, wie Bestattern, Seelsorgern, Ärzten oder Psychologen, auszutauschen und sie zu befragen. Zudem konnten sich die Schüler bei einem zweistündigen Besuch im Hospiz „Mutter der Barmherzigkeit“ über die Arbeit in einem Hospiz informieren. Parallel dazu wurden Zeitungen zur Thematik durchgearbeitet und zwei Umfragen auf der Straße durchgeführt (vgl. ebd.). Dabei hat sich beispielsweise herausgestellt, *„dass Jüngere mehr Angst vor Tod und Sterben haben als ältere Menschen, von denen sich die meisten schon mit Tod und Sterben auseinandergesetzt*

⁶⁶ **Beneker, Christian** (2012): Tabuthema Tod in Halle 4, URL: <http://www.pressedienst.bremen.de/sixcms/detail.php?gsid=bremen183.c.6242.de>, verfügbar am 19.07.2013.

⁶⁷ **Götte Andreas** (2012). Schul-Projekt „Leben in Fülle“ bringt junge Menschen mit Tod und Sterben in Berührung. Schüler holen Sterben aus Tabu-Ecke, URL: <http://www.derdome.de/Schueler-holen-Sterben-aus-Tabu-Ecke.3907.0.html>, verfügbar am 18.07.2013.

hätten. Vor dem Tod, so die meisten, würden sie keine Angst haben; aber vor einem qualvollen Sterben“ (ebd.).

Am Ende des Projektes wurden alle Rechercheergebnisse und Eindrücke der Schüler unter anderem als Berichte, Reportagen, Gedichte und in künstlerischen Darstellungen in einem Buch zusammengetragen und veröffentlicht (vgl. ebd.).

Abschließend soll noch kurz ein letzter Grundgedanke angesprochen werden, mit welchem versucht wird, das Sterben und den Tod wieder mehr in das Leben zu integrieren. Dabei handelt es sich um ein generationsübergreifendes Projekt, bei welchem Kindertagesstätten und Pflegeheime unter einem Dach geführt werden. Auf diese Weise können alle Beteiligten voneinander profitieren, da sich die verschiedenen Generationen in einem engen sozialen Kontext miteinander befinden.⁶⁸

Durch den täglichen Kontakt und gemeinsame Aktivitäten in einer solchen „Mehrgenerationsinstitution“ können bereits kleinere Kinder ein Gefühl für ältere Menschen entwickeln und somit auch für deren alltäglichen Leiden beziehungsweise Gebrechen sensibilisiert werden. Sie werden dadurch frühzeitig mit der Thematik konfrontiert, verlieren eventuelle Berührungsängste und verstehen, dass der Tod zum Leben gehört. Es entwickelt sich bereits im jungen Alter ein Stück Normalität in Bezug auf das Lebensende. Parallel dazu werden durch solche Projekte auch die Eltern der Kinder erreicht.

⁶⁸ Um den Rahmen an dieser Stelle nicht zu sprengen, wird dieses Thema im Folgenden nur einseitig, vor dem Hintergrund dieser Masterarbeit, betrachtet.

7 Abschließende Gedanken

In unserer heutigen modernen konsum- und leistungsorientierten Gesellschaft haben Tod und Sterben keinen Platz mehr, denn diese beiden Determinanten passen nicht mehr zu dem Koordinatensystem einer Welt, in der Waren und Kapital den Alltag bestimmen. Der Tod als letztes großes Ereignis im Leben eines Menschen lässt sich nicht beeinflussen und kontrollieren. Er ist radikal, unbestechlich und kann in jeder Phase unseres Lebenszyklus eintreten. Der Tod lässt sich nicht wie andere Dinge in unserem Umfeld organisieren. Stattdessen sind wir ihm hilflos ausgeliefert und müssen ihm machtlos gegenüberstehen.

Durch den Tod wird alles beendet, was wir uns mühevoll aufgebaut haben und was uns wichtig ist. Wir werden aus unserem gewohnten sozialen Umfeld gerissen, und es kommt zu tiefgreifenden Veränderungen. Das Leben geht ohne uns weiter. Trotz hochmodernster Technik ist es uns nicht möglich, den Tod zu bezwingen. Zwar ist es uns gelungen, Krankheiten zu bekämpfen oder Schmerzen zu lindern, den Tod aber zu umgehen ist (noch) nicht möglich. Er lässt sich mit Hilfe unseres gegenwärtigen medizinischen Wissens lediglich hinausschieben.

Keiner von uns weiß, was nach dem Tod kommt, das macht ihn auch so unheimlich und gleichzeitig rätselhaft. Da er uns alle mehr oder weniger an unsere eigene Vergänglichkeit erinnert, versuchen wir deshalb auch oft, Gedanken an ihn zu vermeiden beziehungsweise sie zu verdrängen. Daran erkennt man, dass der Tod für die meisten Menschen in unserer westlichen Gesellschaft ein Tabuthema ist. Nicht nur der Tod, sondern auch das Sterben wird aus unserem Bewusstsein gedrängt. Das liegt vor allem daran, weil die Menschen mit diesem Prozess oft auch negative Vorstellungen, wie beispielsweise schreckliche Qualen, große Schmerzen oder ein langes und einsames „Dahinvegetieren“, verbinden. An dieser Stelle wird der psychologische Aspekt eines Tabus noch einmal deutlich, denn wir versuchen, uns auf diesem Weg vor bestimmten Dingen zu schützen. Man spricht nicht öffentlich davon und vermeidet es sogar mitunter, darüber nachzudenken, da man sich dabei emotional unwohl fühlt. Auf diese Weise versuchen wir, unseren Ängsten aus dem Weg zu gehen.

Betrachtet man in diesem Zusammenhang auch die Trauer, die nach dem Verlust eines geliebten Menschen eintritt, dann stellt man fest, dass dieser in unserem Alltag ebenfalls kein entsprechender Raum mehr gegeben wird. Stattdessen wird von den Hinterbliebenen erwartet, dass sie möglichst schnell wieder in ihren Lebensalltag zurückfinden und

„weiter funktionieren“. Das zeigt sich beispielsweise an der Trauerzeit. Genauer gesagt, galt früher in der Gesellschaft das Trauerjahr als allgemein anerkannter und akzeptierter Zeitrahmen, um den Verlust zu verarbeiten, so hat der Trauernde heutzutage nur noch zwei Wochen Zeit, um zu trauern und seinen Schmerz zu verarbeiten. Danach gilt er laut dem aktuellen fünften Handbuch für psychische Störungen schon als depressiv.

Obwohl die Trauer eine natürliche Reaktion ist, die bei der Verarbeitung des Verlustes hilft und durch welche die Gefühle verarbeitet werden können, ist es daneben nicht erwünscht, sie öffentlich zu zeigen. Die Trauernden werden zudem häufig allein gelassen, da ihre Mitmenschen nicht wissen, wie sie mit ihnen umgehen sollen. Daher findet die Trauer meist auch nur noch im Innersten statt und wird versteckt. Durch diese Unterdrückung ist es beispielsweise nicht möglich, sich vom Verstorbenen zu lösen oder den Trauerprozess abzuschließen. Der Trauernde zieht sich dann immer mehr aus seinem sozialen Umfeld zurück und setzt dadurch seine Gesundheit aufs Spiel.

Verfolgt man den Umgang mit der gesamten Thematik um Sterben, Tod und Trauer im Laufe der europäischen Geschichte, so erkennt man deutlich, dass die heutige Situation das genaue Gegenteil von dem ist, was sie früher einmal war. Das heißt, der sterbende Mensch ist weitgehend aus unserem Alltag verschwunden, sodass wir auch immer weniger und wenn, dann auch erst später in unserem Leben Primärerfahrungen damit machen. Dadurch, dass sich der Tod aus dem Kreis der Familie gelöst und sich in Institutionen, wie zum Beispiel Krankenhäuser oder Pflegeheime, verlagert hat, ist er für uns unsichtbar und zunehmend „fremder“ geworden. Da er außerdem nicht mehr als ein fester Bestandteil des natürlichen Lebenszyklus gesehen wird, ist allgemein auch die Angst vor ihm größer geworden. Es ist in dieser Hinsicht auch normal, dass man sich von etwas „Fremden“ abwendet und sich distanziert hält.

Ein weiterer Grund, dass die Angst vor dem Tod größer geworden ist, liegt in dem teilweisen Verlust des Glaubens und dem damit verbundenen Verlust von Sicherheit. Betrachtet man den historischen Wandel innerhalb der verschiedenen Epochen, dann erkennt man, dass die bestehende Angst der Menschen vor dem Tod immer wieder auch von dem Bemühen begleitet wird, diese zu bewältigen.

Im frühen Mittelalter beispielsweise wurde das Leben der Menschen durch die Kirche sowie das damit verbundene christliche Denken, geprägt. Das bedeutet, die Menschen glaubten unter anderem an eine Wiederauferstehung. Der Tod war also lediglich ein

Übergang vom Diesseits in ein Jenseits und wurde aufgrund von schweren Zeiten sowie großen Nöten eher auch als eine Erlösung angesehen.

Im Spätmittelalter und in der Renaissance änderten sich die Vorstellungen und die Ansichten der Menschen. So glaubten sie unter anderem daran, dass Dämonen und Engel über dem Sterbenden schwebten und gemeinsam um dessen Seele kämpften. Um einen positiven „Ausgang des Kampfes“ und somit letztendlich das Seelenheil zu erreichen, war es üblich, sich vor dem Tod für sein Leben zu rechtfertigen und alle irdischen Rechnungen zu begleichen.

Später im Industriezeitalter verlagerte sich die Sichtweise vom eigenen Tod auf den Tod der Anderen. In dieser Zeit wurden die zwischenmenschlichen und leidenschaftlichen Beziehungen zwischen Freunden und innerhalb der Familie ein anerkannter Teil des Lebens, die jedoch wiederum durch den Tod aufgelöst wurden. Deshalb wurde dieser nun als noch unerträglicher empfunden. Gleichzeitig hatte er aber auch etwas Romantisches an sich, denn die Menschen sahen den Tod als ein Vorspiel für die spätere Wiedervereinigung mit den bereits verstorbenen Familienangehörigen im Himmel. Dadurch, dass sie sich nun auf das Schicksal der Anderen konzentrierten, versuchten sie, mit der eigenen ewigen Verdammnis fertigzuwerden.

Heute in unserer modernen Gesellschaft ist dagegen die Zahl derjenigen, die sich als religiös bezeichnen, rückläufig. Nur noch etwa 57 Prozent der Deutschen halten sich derzeit für religiös. Bezug nehmend auf die zuvor aufgestellte Hypothese, dass der Glaube bei der Angstbewältigung eine große Rolle spielt, würde sich die Angst vor dem Tod heutzutage unter anderem auch dadurch erklären lassen, dass nur noch etwas mehr als die Hälfte der deutschen Bevölkerung religiös ist.

Die Religion setzt dort an, wo unser Wissen aufhört, und schafft für ihre Anhänger ein gemeinschaftliches Verständnis zum Transzendenten. Das heißt, sie macht den Tod greifbarer und verständlicher, weil sie Bilder vom Lebensende sowie vom Jenseits geschaffen hat. Dies hilft den Menschen zum einen, sich auf das Kommende vorzubereiten, und zum anderen, den Tod als Teil des Lebens anzunehmen. Durch die Religion werden das Leben und der Tod in eine klare Beziehung zueinander gesetzt.

Auch wenn es zahlreiche unterschiedliche Interpretationen und Betrachtungen des Todes in den fünf Weltreligionen gibt, erkennt man, dass der Tod nicht das Ende ist, sondern dass er lediglich als ein Übergang in eine anders geartete Existenz verstanden wird. Daher wird vermittelt, dass er im Grunde nichts Schlechtes ist.

Durch bestehende Riten und festgelegte Verhaltensweisen bereiten sich die Menschen auf den Tod vor und versuchen außerdem, einen positiven Einfluss auf das kommende „Leben“ zu nehmen. Dadurch wird vor allem eine Struktur beziehungsweise ein Weg geschaffen, was den Menschen Sicherheit vermittelt und ihnen die Angst nimmt. All diese Dinge und Handlungsweisen werden dabei von Generation zu Generation weitergegeben. Man kann an dieser Stelle auch durchaus davon reden, dass der Umgang und die Einstellungen gegenüber dem Tod in gewisser Weise durch die religiösen Vorgaben anerzogen werden.

Je nach Kulturkreis bestehen darüber hinaus auch andere Ansichten vom Lebensende. Nicht überall wird der Tod als ein Tabu gesehen und ausgegrenzt. So gibt es beispielsweise auch Länder, die den Tod mit einem riesigen Fest feiern oder für die er etwas Natürliches ist und sogar ohne Trauern hingenommen wird.

Auch die Philosophie hat versucht, den Tod zu erklären und dadurch „Weisheiten“ für das tägliche Leben abzuleiten. Allerdings existiert in dieser Disziplin kein einheitliches Verständnis vom Lebensende, denn die Interpretation des Todes hängt jeweils vom Standpunkt des Philosophen und seinen speziellen Ansichten ab, anders gesagt, ob er von einer monistischen oder aber einer dualistischen Anthropologie ausgeht. Während für die Monisten der Tod des Menschen das definitive Ende bedeutet, sehen die Dualisten den Tod nicht als das vollkommene Ende des Lebens an. Für sie ist die Seele nämlich eine eigenständige Substanz, die auch ohne den Körper weiterleben kann. Der Tod eines Menschen wird in der dualistischen Anthropologie sozusagen als eine Fortexistenz, genauer gesagt als ein Übergang von einem irdischen Leben in eine anders beschaffene Daseinsform gesehen (vgl. Wittwer 2009: 15 f.).

Aufgrund dieser beiden gegensätzlichen Betrachtungsweisen werden viele philosophische Fragen in diesem Bereich auch unterschiedlich beantwortet. Die monistische Anthropologie, die schon von den Atomisten in der Antike vertreten wurde, stellt heutzutage auch die herrschende philosophische Auffassung des Todes dar (vgl. ebd.). Zudem hat die Todesthematik aber auch innerhalb der Philosophie allgemein an Bedeutung verloren.

Im direkten Vergleich zur Religion kann allerdings die Philosophie meines Erachtens das Problem in Bezug auf Tod und Sterben nicht richtig auflösen, da alle gegebenen Ansichten allgemein und abstrakt gehalten werden. Nur so können sie das Postulat der

Evidenz erfüllen. Zwar werden Schlussfolgerungen und entsprechende Handlungsweisen für die Alltagspraxis im Umgang mit dem Tod herausgearbeitet, und es wird zudem auch erklärt, was der Tod generell ist, aber der Mensch hat dabei nichts Konkretes, woran er sich immer orientieren kann. Das heißt, es fehlen die genauen Bilder vom Tod wie die, die von der Religion geschaffen wurden. Außerdem werden dem Menschen zwei gegensätzliche Ansichten vom Lebensende geboten, die sich im Laufe der Zeit immer wieder abwechselten. Dagegen bleiben die Betrachtungen in den einzelnen Religionen stets gleich und richten sich außerdem auch mehr an das Innere im Menschen. Ein weiterer Unterschied zwischen beiden Disziplinen besteht vor allem darin, dass die Philosophie die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele durch Argumente bekräftigt hat (vgl. ebd. 15).

Dem Gesagten ist zu entnehmen, wie sich die Verhaltensweisen und Bilder gegenüber dem Sterben sowie dem Tod im Verlauf der Jahrhunderte geändert haben. Dabei ist vor allem ersichtlich geworden, dass die Haltung gegenüber der gesamten Todesthematik stark vom „Denken und Geschehen“ der jeweiligen Kultur beeinflusst wird und dass sich diese nur langsam ändert. Neben gesellschaftlichen Gründen gibt es zudem auch individuelle Gründe, die uns bewegen, nicht über den Tod zu sprechen und ihn somit zu tabuisieren.

Um den ganzen Themenkomplex rund um das Lebensende wieder mehr in den Mittelpunkt der Gesellschaft zu bringen sowie bestehende Ängste und negative Einstellungen der Menschen abzubauen, muss der Tod öffentlich auf verschiedenen Ebenen angesprochen werden. Nur wenn wir ihm ins Auge blicken und offen über ihn reden, kann uns dies gelingen.

Durch den jährlichen Tag der Kinderhospizarbeit, die bereits zum vierten Mal durchgeführte Messe Leben und Tod in Bremen, ein umfassendes Schulprojekt in Nordrhein-Westfalen, generationsübergreifende Arbeit sowie eine individuellere Gestaltung der Gräber und erste Online-Gedenkstätten ist es mittlerweile schon ansatzweise gelungen, den Tod aus der „Tabu-Ecke“ zu holen. Er wurde quasi in einigen Bereichen wieder zugänglich gemacht und hat damit für ausreichend Gesprächsstoff gesorgt. Daran zeigt sich auch, dass durchaus Interesse besteht, sich mit dem Lebensende auseinanderzusetzen.

Ich bin zuversichtlich, dass es zukünftig auch weitere solcher Ideen und Wege geben wird. Dadurch könnte es gelingen, den Tod schrittweise wieder zu einem festen

Bestandteil in unserem Bewusstsein und in unserer Gesellschaft zu machen. Allerdings wird dies einige Zeit in Anspruch nehmen und nicht von heute auf morgen umzusetzen sein. Wichtig ist es daneben aber auch, dass der Hospizgedanke weiter umgesetzt und erweitert wird, damit der Wunsch der Menschen, zu Hause zu sterben, in Zukunft auch wieder realisiert werden kann.

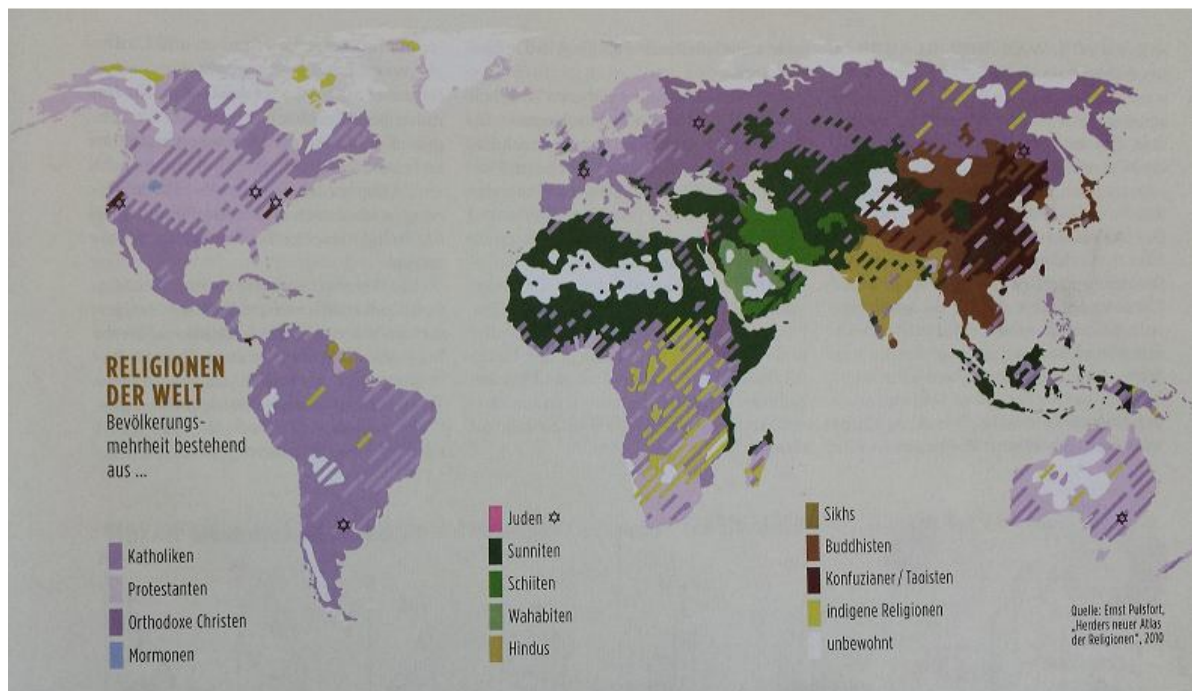
Nach dieser Masterarbeit und den für mich gefundenen Antworten, bleiben aus meiner Sicht noch zwei offene Fragekomplexe: Einerseits ein Utopistischer, denn es wäre interessant herauszufinden, wie sich die Lebensweise der Menschen verändern würde, wenn es gelingen könnte, den Tod zu bezwingen und somit unsterblich zu werden. Andererseits ein Pragmatischer: Es wäre für mich noch interessant, die aktuelle Diskussion um die Sterbehilfe zu verfolgen und Antworten zu suchen, warum der Mensch (in Deutschland) nicht selber über sein Lebensende bestimmen darf.

Abschließend halte ich noch fest, dass es auch zukünftig in unserer Gesellschaft Tabus geben wird, mehr noch: ohne diese Tabus würde unser Zusammenleben nicht funktionieren. und dass es nicht funktionieren würde ohne sie zu leben. Das liegt daran, da sie zum einen zur Entstehung der Kultur beitragen sowie zum anderen die gesellschaftlichen Strukturen sowie deren Weltbilder widerspiegeln - es gibt Tabus auf der einen und Gesetze auf der anderen Seite (vgl. Walter 2005: 3).⁶⁹ *„Tabus werden innerhalb einer Gesellschaft oder Gemeinschaft als Selbstverständlichkeiten empfunden, die das soziale Miteinander jenseits von Gesetzen und Verordnungen regeln. Sie dienen dazu, Grenzen abzustecken, Autoritäten anzuerkennen und Verhaltensregeln einzuüben, die das Zusammenleben ermöglichen und den Gruppenzusammenhalt gewährleisten. Dabei ist es allerdings überaus wichtig, Tabus zu durchschauen, damit wir erkennen, welche wir zum Erhalt unserer Gesellschaft brauchen und welche uns zerstören oder blockieren. Es ist bisweilen also notwendig, dass Tabus gebrochen werden, damit Veränderung und Fortschritt stattfinden kann“* (ebd.).

⁶⁹ **Walther, Daniela** (2005): Tabus: „Schutzfunktion für einen bestimmten seelischen Haushalt“, URL: www.xaverbrenner.de/assets/pdf/tabus0511biss.pdf, verfügbar am 03.08.2013.

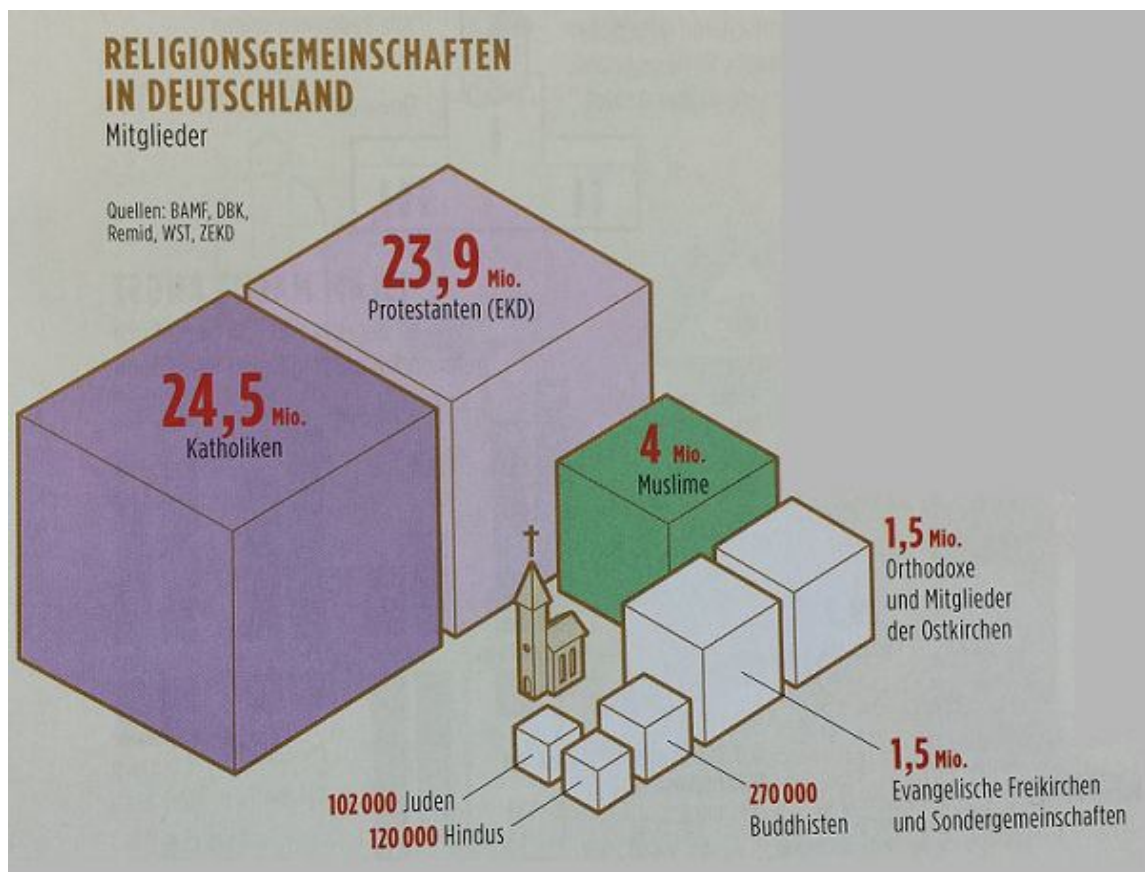
Anhang 1

Abbildung 8: Religionen der Welt: Bevölkerungsmehrheit, bestehend aus...



(Walter 2013: 23)

Abbildung 9: Religionsgemeinschaften in Deutschland: Mitglieder



(ebd.)

Literaturverzeichnis

Bücher:

Aristoteles 1983 (zwischen 335-323 vor Christus): Vom Himmel, Von der Seele, Von der Dichtkunst, übersetzt und herausgegeben von Olaf Gigon, München, Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG.

Augustinus, Aurelius 2006 (zwischen 390/391): Über die wahre Religion, übersetzt von Wilhelm Thimme, Stuttgart, Philipp Reclam jun.

Bankl, Hans; Bankl, Hans Christian (2002): Arbeitsbuch Pathologie II. Allgemeine Pathologie, Wien, Facultas Verlags- und Buchhandels AG.

Borasio , Gian Domenico (2012): Über das Sterben. Was wir wissen, Was wir tun können, Wie wir uns darauf einstellen, 7. Auflage, München, Verlag C.H. Beck oHG.

Burgheim, Werner (2006): Sterben und Trauer im Wandel. Dem Tabu begegnen, von Religionen und Kulturen lernen, Merching, Forum Verlag Herkert GmbH.

David, Heinz (Hg.) (1987): Sterben. Sterben und Tod allgemein, In: Wörterbuch der Medizin, 13. überarbeitete Auflage, Band 2, S. 2002, Berlin, VEB Verlag Volk und Gesundheit.

Ehrlich, Carl S. 2005 (2004): Religionen verstehen. Judentum, übersetzt von Martin Sulzer-Reichel, Köln, Fleurus Verlag GmbH.

Elias, Norbert (1982): Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen, Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag.

Feldmann, Klaus (2010): Tod und Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Thanatologie im Überblick, 2. überarbeitete Auflage, Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Feuerbach, Ludwig 1969 (1849): Das Wesen des Christentums, Stuttgart, Phillip Reclam jun.

Gordijn, Bert (2004): Medizinische Utopien. Eine ethische Betrachtung, Göttingen, Vandenhoeck Ruprecht.

Jones Constance 2000 (1997): Der Tod. Alles über Leben und Sterben, übersetzt von Anni Pott, München, Piper Verlag GmbH.

Kant, Immanuel 1919 (1787): Kritik der reinen Vernunft, neu herausgegeben von Theodor Valentiner, elfte, mit der zehnten gleichlautenden Auflage, Leipzig, Felix Meiner Verlag.

Kant, Immanuel 2005 (1798): Der Streit der Fakultäten, herausgegeben von Horst D. Brandt und Piero Giordanetti, Hamburg, Felix Meiner Verlag GmbH.

Kant, Immanuel 2008 (1798): Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, herausgegeben von Becker Wolfgang, Stuttgart, Philipp Reclam jun. GmbH & Co.

Kant, Immanuel 2010 (1788): Kritik der praktischen Vernunft, herausgegeben von Joachim Kopper, Stuttgart, Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG.

Kant, Immanuel 2011 (1785): Grundlagen zur Metaphysik der Sitten, herausgegeben von Theodor Valentiner, Stuttgart, Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG.

Kast Verena (2010): Trauern. Phasen und Chancen des psychischen Prozesses, 32. Auflage, Freiburg im Breisgau, Kreuz Verlag.

Kienberger, Ferry (2009): Der Tod und seine Spuren im Leben. Aktuelle Erkenntnisse und Einblicke über das Jenseits, Norderstedt, Books on Demand GmbH.

Knischek, Stefan (2000): Lebensweisheiten berühmter Philosophen. 4000 Zitate von Aristoteles bis Wittgenstein, 3. Auflage, München, Humboldt-Taschenbuchverlag Jacobi KG.

Lacina Katharina (2009): Tod, 1. Auflage, Österreich, Facultas Verlags- und Buchhandels AG.

Montaigne, Michel de 1953 (1572/1588): Die Essais, übersetzt und herausgegeben von Arthur Franz, Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

Nassehi, Armin; Weber Georg (1989): Tod, Modernität und Gesellschaft. Entwurf einer Theorie der Todesverdrängung, Opladen, Westdeutscher Verlag GmbH.

Platon 1973 (zwischen 385 und 378 vor Christus): Phaidon, übersetzt von Friedrich Schleiermacher, Stuttgart, Philipp Reclam jun.

Rager, Günther; von Brück, Michael (2012): Grundzüge einer modernen Anthropologie, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG.

Rousseau, Jean-Jaques 2012 (1776-1778): Träumereien eines einsamen Spaziergängers, übersetzt von Ulrich Bossier, Ditzingen: Reclam.

Rüegger, Heinz (2006): Das eigene Sterben. Auf der Suche nach einer neuen Lebenskunst, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Russi, Florian (2006): Im Zeichen der Trauer. Tröstungen für Hinterbliebene, Weimar, Bertuch Verlag GmbH.

Scheler, Max 1979 (um 1914): Die Zukunft des Kapitalismus und andere Aufsätze, herausgegeben von Manfred S. Frings, München, A. Francke Verlag GmbH.

Schlüter, Wolfgang (1999): Immanuel Kant, München, Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG.

Schwikart, Georg (2005): Bruder Tod. Leben mit der Sterblichkeit, Kevelaer, Verlagsgemeinschaft Topos plus.

Schwikart, Georg (2010): Tod und Trauer in den Weltreligionen, 2. Auflage, Kevelaer, Verlagsgemeinschaft Topos plus.

Stubenrauch, Bertram (2007): Was kommt danach. Himmel, Hölle, Nirwana oder gar nichts, München, Pattloch Verlag GmbH & Co. KG.

Student, Johann-Christoph; Mühlum, Albert; Student, Ute (2004): Soziale Arbeit in Hospiz und Palliative Care, München, Ernst Reinhardt Verlag.

Weiland, Sabine (2005): Wenn Worte fehlen. Vom Umgang mit Trauernden, Heidelberg, mvg Verlag.

Wittwer, Héctor (2009): Philosophie des Todes, Stuttgart, Philipp Reclam jun. GmbH & Co.

Ziegler, Jean 2000 (1975): Die Lebenden und der Tod, übersetzt von Wolfram Schäfer. München, Wilhelm Goldmann Verlag.

Zink, Jörg (1984): Der Tod und seine Rückseite, Geleitwort in: Winau Rolf; Rosemeier, Hans Peter (Hg.), Tod und Sterben, Berlin, S. VII-XII, New York, Walter de Gruyter.

Zeitschriften:

Blech, Jörg (2013): Wahnsinn wird normal. In: Der Spiegel, Heft 4, S.110-119.

Höflinger, Laura (2013): Einzigartig tot. In: Der Spiegel, Heft 14, S. 109.

Kucklick, Christoph (2013): Bestattung. Eine neue Kultur der Erinnerung. In: Geo Wissen, Heft 5, S. 140-152.

Nassehi, Armin; Brüggem, Susanne und Saake, Irmhild (2002): Beratung zum Tode. Eine neue ars moriendi? In: Berliner Journal für Soziologie, Band 12, Heft 1, S. 63-85.

Traub, Rainer (2012): Auf der Suche nach dem guten Ende. In: Spiegel Wissen, Heft 4, S. 15-21.

Walter Michael (2013): Die vielen Welten des Glaubens. In: Spiegel Wissen, Heft 2, S. 22-31.

Selbstständigkeitserklärung

Ich erkläre, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und nur unter Verwendung der angegebenen Literatur und Hilfsmittel angefertigt habe.

Bearbeitungsort, Datum

Unterschrift